

8. Rassismus und sein Einfluss auf die psychische Gesundheit

Gemeinsam ist allen lateinamerikanischen Frauen des Samples, dass die Erfahrungen von Rassismus und rassistisch konnotierter Diskriminierung in ihrem Leben und für ihre psychische Gesundheit eine zentrale Rolle einnehmen. Abwertung, Benachteiligung und Ausgrenzung aufgrund ihrer ethnischen Herkunft und Hautfarbe sind emotional belastende biographische Erfahrungen, die die Frauen in ihrem alltäglichen Leben in der Schweiz regelmässig begleiten.¹

Aus den biographischen Erzählungen geht hervor, dass die migrierten Frauen deutlich zu spüren bekommen, wie wenig sie von einem Grossteil der Aufnahmegesellschaft erwünscht sind. Lateinamerikanische Migrantinnen äussern in ihren migrationspezifischen Narrationen deutlich ihre Gefühle, die sie als rassistisch Diskriminierte und Abgewertete empfinden. Dominante Erfahrungen mit Rassismus in den Migrationsbiographien werden als prägend empfunden, korrelieren oft mit dem Gefühl, im Aufnahmeland als „Mensch zweiter Klasse“ betrachtet zu werden. Dieses Gefühl ist eine grosse Kränkung und die Erfahrung herkunftsbezogener Ablehnung durch die Aufnahmegesellschaft und das soziale Umfeld wirkt dabei hemmend auf die Entwicklung, sich als gleichwertig zu empfinden gegenüber SchweizerInnen. Rassismus – so sehe ich es – gehört zu den schmerzhaftesten Formen menschlicher Herabsetzung.

Die biographisch bedeutsamen Erfahrungen von wiederkehrenden Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen und die Auswirkung auf die psychische Gesundheit der befragten Migrantinnen werden aus emischer Perspektive analysiert. Dabei gehe ich folgenden Fragen nach, wie Frauen aus Lateinamerika Rassismus erleben: Mit welchen Ausdrucksformen von rassistisch motivierten Handlungen sind sie konfrontiert? In welchen Lebensbereichen sind sie rassistischen Verhaltensweisen, Situationen und Haltungen ausgesetzt? Welche Formen des Umgangs entwickeln sie mit Rassismus? Und schliesslich, wie beeinträchtigt Rassismus das psychische Wohlbefinden der befragten lateinamerikanischen Migrantinnen? Wichtig ist es, Rassismus nicht nur auf einer individuellen und interaktionistischen Ebene zu betrachten, sondern

1 Das UNO-Menschenrechtskomitee überprüfte kürzlich zum vierten Mal die Schweiz. Ende Juli 2017 lagen die abschliessenden Bemerkungen und Empfehlungen des Menschenrechtsausschusses vor. Aus dem Bericht geht hervor, dass die Schweiz mehr gegen Rassismus tun müsse. Hierbei soll das Mandat der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus gestärkt werden (2017: 4).

auch die Strukturen, in denen er stattfindet. An dieser Stelle kann nicht unerwähnt bleiben, dass trotz der Erfahrungen alltäglichen Rassismus, rassistisch motivierter Diskriminierung und Vorurteilen, die befragten Migrantinnen auch von Erfahrungen grosser Hilfsbereitschaft und Unterstützung sowie freundlicher Aufnahme und Akzeptanz berichten.

Die Reaktionen auf rassistische Übergriffe unterscheiden sich genauso, wie der Umgang mit Rassismus im alltäglichen Leben variiert. Niemand aber reagiert gegenüber rassistischen Handlungen gleichgültig oder gewöhnt sich daran, selbst wenn sie verharmlost oder bagatellisiert werden. In den meisten Darstellungen über Rassismuserfahrungen zeichnet sich ein Gefühl der Ohnmacht und des Sich-ausgeliefert-Fühlens im Kontext von gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen ab. Dieses Gefühl des Ausgeliefertseins wirkt negativ auf das subjektiv wahrgenommene Wohlbefinden.

Der Migrationspädagoge Paul Mecheril (1995: 105) verweist darauf, dass Rassismuserfahrungen zu Depressionen, sozialer Ängstlichkeit und Selbstwertproblematik bei den Betroffenen führen können. Auch andere Studien zeigen, dass Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen zu negativen gesundheitlichen Folgen führen. Die Erfahrung rassistischer Abwertung und Benachteiligung können u.a. Depressionen und traumatischen Stress auslösen (vgl. Schouler-Ocak et al. 2015; Carter 2007).

Die Auswertung der biographischen Interviews macht deutlich, dass Migrantinnen, die sich rassistisch behandelt und diskriminiert fühlen, seelisch leiden. Seltene Akzeptanzerfahrungen im Alltags- und Berufsleben verstärken ihr Leiden. Das Leiden kann zu einem sich verschlechternden psychischen Zustand führen. Eine Folge kann eine Depressionserkrankung sein. An dieser Stelle muss angemerkt werden, dass nicht alle lateinamerikanischen Migrantinnen, die Rassismus erleben, an einer Depression erkranken. Auffallend ist allerdings, dass alle befragten Frauen aus dem vorliegenden Sample, die im Kontext ihrer Migrationsbiographie an einer Depression erkrankten, von rassistischen Diskriminierungen und rassistischen Erfahrungen betroffen sind. Die folgenschweren Auswirkungen von Rassismus und rassistischer Diskriminierung auf die psychische Gesundheit dürfen daher nicht verkannt werden und müssen als krank machende Belastungsfaktoren mehr Beachtung erhalten. Die psychische Betroffenheit der interviewten Migrantinnen aus Lateinamerika dokumentiert deutlich, dass Rassismus und Diskriminierung Angriffe auf die menschliche Würde und eine Verletzung der persönlichen Integrität bedeuten.

Aus dem Interviewmaterial geht hervor, dass die Auseinandersetzung mit den emotionalen Aspekten von Rassismuserfahrungen aus der Sicht der Betroffenen essentiell ist, um ihre migrationspezifischen Erfahrungen im Kontext einer Depressionserkrankung zu verstehen. In der Untersuchung geht es nicht darum, die befragten Migrantinnen als hilflose „Rassismus-Opfer“ zu portraituren, sondern vielmehr ihre emotionalen Erfahrungen des Ausgeliefertseins an gesellschaftliche Differenzierungsprozesse, Ausschlusserfahrungen und die damit verbundenen belastenden Konsequenzen aufzuzeigen. In diesem Zusammenhang betont Mecheril (1995: 108), dass gerade das Anerkennen von Rassismuserfahrungen sehr wichtig ist, um Bagatellisierungen und Diskreditierungen der Erfahrungen des Gegenübers zu vermeiden, denn: „Niemand kokettiert mit der Opfer-Rolle“. Aus diesem Grund erscheint es mir von zentraler Bedeutung, Frauen aus Lateinamerika, die mit Rassismus im alltäglichen Leben konfrontiert sind, selbst zu Wort kommen zu lassen. Dabei sollen sie die Möglichkeit

erhalten darzulegen, was es für sie bedeutet, Zielscheibe von Rassismus zu sein. Ich interessiere mich dabei für ihre subjektiven Erfahrungen, Gefühle, Bewältigungsstrategien und Deutungen von Rassismus.

Nachfolgend werden zahlreiche Beispiele rassistischer Vorfälle und Diskriminierungen und deren durchdringende Wirkung im Alltag lateinamerikanischer Migrantinnen aus der Erlebensperspektive dargestellt. Die vielfältig artikulierten rassistischen Vorfälle aus der Sicht der Betroffenen sind dabei nicht nur als Belege für die deutliche Präsenz von Rassismus in der Schweizer Gesellschaft zu verstehen, der gesellschaftlich fest verankert ist. Vielmehr geht es auch darum, die noch viel zu wenig benannten Erfahrungen von Rassismus durch Migrantinnen aus Lateinamerika und den erlebten psychischen Schmerz sowie die teilweise erfolgte Erkrankung zu veranschaulichen, die Frauen aber nicht als passiv-erleidende Frauen zu portraituren. Denn die Erzählungen dokumentieren nicht nur persönliche Erfahrungen von Rassismus und Diskriminierung, sondern sie sagen zugleich etwas aus über die Aufnahmegesellschaft.²

8.1 Überblick rassistischer Erfahrungen in diversen Lebensbereichen

Die migrationsspezifischen Erfahrungen zeigen, dass den Frauen aus Lateinamerika in der ersten Interaktion im Alltag oftmals mit Vorbehalten und Vorannahmen begegnet wird. Erfahrungen von Alltagsrassismus äussern sich dabei vielgestaltig. Mecheril (1994: 59) unterscheidet zwischen grobem (z.B. Angriffe), subtilem (Geringschätzung der eigenen Person oder nahestehender Personen durch andere) und antizipiertem (Erfahrung der Vorwegnahme, der Befürchtung, der Vorstellung von Geringschätzung oder vor Angriff) Rassismus. Die Analyse des Materials zeigt, dass alle migrierten Frauen von mindestens einer dieser dargelegten Erfahrungsformen von Rassismus betroffen sind. Einige Migrantinnen erlebten alle drei Formen.

Gelegentlich weisen Erfahrungen von Rassismus und Diskriminierungen etwas Diffuses auf, was das Erkennen von rassistischer Abwertung und Ungleichbehandlung für die betroffenen Frauen erschwert. 14 Migrantinnen, deren Aussehen von der Schweizer Mehrheitsgesellschaft als „nicht-schweizerisch“ bzw. „nicht-(west-)europäisch“ eingestuft werden kann, sind häufiger mit offen formulierten rassistischen Kommentaren und verbalen Angriffen von Unbekannten in der Öffentlichkeit konfrontiert als die anderen drei Migrantinnen, die aufgrund ihres Phänotyps als „Schweizerinnen“ bzw. „(West-)Europäerinnen“ wahrgenommen werden können. Diese erfahren vorwiegend verdeckte Formen von Rassismus im privaten Bereich und im beruflichen Umfeld und werden weniger zum Ziel von rassistisch motivierten Beleidigungen aufgrund ihres Äusseren im öffentlichen Raum. Beim Zugang zum Arbeitsmarkt sind allerdings Benachteiligungen ungeachtet des Aussehens erkennbar. Die Bedeutung des äusseren Erscheinungsbilds lässt sich insofern als eine hierarchische und rassistische Dimension erkennen.

2 Abschliessend soll hervorgehoben werden, dass, obwohl ich es als besonders wichtig erachte, die vielfältigen und unterschiedlich erlebten biographisch relevanten Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen aus dem gesamten Datenmaterial einzubeziehen, längst nicht alle präsentiert werden konnten.

Lateinamerikanische Migrantinnen erfahren Alltagsrassismus in all seinen unterschiedlichen Ausprägungen. Ein Extremfall im Kontext von Rassismus stellt Amalia Torres dar (vgl. Kapitel 5). Sie ist von allen interviewten Frauen die Einzige, die sowohl von offen formulierten rassistischen Äusserungen wie auch von rassistisch motivierter Gewalterfahrung in der Öffentlichkeit betroffen war. Die afro-venezolanische Biographin führte die erlebte Gewalthandlung selber auf ihre Hautfarbe und ethnische Zugehörigkeit zurück.

Rassismus im Alltag durchzieht alle Lebensbereiche der befragten Migrantinnen. Sie beschreiben persönliche Erfahrungen von Rassismus im öffentlichen wie auch im privaten Raum, im beruflichen Alltag, am Ausbildungsplatz, beim Gang zur Behörde, in staatlichen Institutionen, im öffentlichen Nahverkehr, auf dem Spielplatz, im Wald, beim Einkaufen, in Cafés, auf der Strasse, bei der Arbeits- und Wohnungssuche, in der angeheirateten Familie durch die Schwiegereltern, im Bekannten- und Freundeskreis des Schweizer Ehemannes und durch den Ehemann selber. Die Biographinnen machen aufgrund ihres zugeschriebenen Status als „Ausländerinnen“ Ausgrenzungs- und Differenzenerfahrungen weit mehr als nur in einer Situation, teilweise in mehreren der genannten Bereiche gleichzeitig. In den Interviews schildern Migrantinnen aus Lateinamerika, dass ihr Leben sowohl durch den Rassismus von Einzelpersonen als auch durch institutionellen Rassismus geprägt ist. Rassismus kann somit als eine Erfahrung psychischer Gewalt auf individueller und struktureller Ebene rekonstruiert werden. Die Reaktionen auf rassistische Behandlung und der Umgang damit sind hierbei vielfältig. Allen gemeinsam ist die Erfahrung des Absprechens eines vollwertigen Menschseins durch Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft. Das Gefühl der Nichtgleichwertigkeit – ob bewusst oder unbewusst – ist ihnen inhärent.

In den Erzählungen zeigt sich, dass Rassismus von den befragten Migrantinnen biographisch in unterschiedlicher Weise bearbeitet wird. Nahezu bei allen befragten Frauen wird das Erleben von Rassismus als ein bedeutsames lebensgeschichtliches Ereignis dargestellt, und das Benennen von konkreten Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen im Alltag fällt der überwiegenden Mehrheit der interviewten Migrantinnen leicht, während es einigen wenigen Frauen mehr Mühe bereitet. Insgesamt zeigt sich, dass die sozialen Ausgrenzungen häufig eine Isolation oder einen Vorgang des Sich-Isolierens bedingen. Diese Erfahrungen wurden als diffuser Leidensdruck auf unterschiedliche Arten wahrgenommen. Die Erscheinungsformen von Rassismus fallen durch Widersprüchlichkeit und Vielfalt auf, das Erleben des Schmerzes ist aber allen gemein und wird somit zum einschneidenden biographischen Thema. Die Ausbildung und berufliche Qualifikation der zugewanderten Frauen aus Lateinamerika ist nicht dafür ausschlaggebend, von Rassismus betroffen zu sein oder nicht. Die Interviews zeigen, dass Migrantinnen mit universitärer Ausbildung genauso mit rassistischer Ablehnung konfrontiert sind wie Frauen mit berufspraktischer Ausbildung. Sowohl erwerbstätige als auch nicht erwerbstätige Migrantinnen erzählen, wiederkehrende rassistisch motivierte Handlungen und Äusserungen sowie subjektiv perzipierte diskriminierende Situationen im Alltagsleben erfahren zu haben. Der soziale Status der interviewten Frauen in der Schweiz spielte im Erleben von Rassismus und rassistisch motivierter Diskriminierung ebenfalls keine Rolle. Darüber hinaus sind auch der Migrationsgrund und die Aufenthaltsdauer in der Schweiz nicht relevant dafür, ob eine Frau aus Lateinamerika von Rassismus betroffen ist. Schliesslich

sind auch die vorhandene Schweizer Staatsangehörigkeit und hohe Sprachkompetenz nicht von Bedeutung.

Die Mehrheit der Frauen berichtet ohne lange zu zögern von zahlreichen Erlebnissen mit rassistischen Vorfällen und Diskriminierungen aufgrund ihrer Herkunft, eine Ausnahme bilden zwei Frauen, eine aus Mexiko und die andere aus Chile, die zunächst zurückhaltend auf das Thema reagierten.

8.2 Bagatellisierung von Rassismuserfahrungen

Die Analyse von konkreten rassistischen Erlebnissen möchte ich mit den zuletzt erwähnten zwei Frauen beginnen. Beide hatten Mühe, offen über Rassismus im alltäglichen Leben zu sprechen. Im ersten Fall handelt es sich um Veronica Rodriguez, eine 52-jährige Heilpädagogin aus Cuernavaca, Mexiko. Sie ist zum Zeitpunkt des Interviews von einem Schweizer, mit dem sie zwei Söhne, 18 und 20 Jahre alt, hat, geschieden. Als ich sie interviewte, lebte sie seit 22 Jahren in der deutschsprachigen Schweiz. Mit dunklen Haaren und dunkler Hautfarbe ist sie aufgrund ihres äusseren Erscheinungsbilds offensichtlich einer sozialen Gruppe zugehörig, die in der Schweiz als „anders“ gekennzeichnet wird. Im zweiten Fall geht es um Helena del Toro, die beim Zeitpunkt des Interviews 77 Jahre alt ist. Sie ist die Witwe eines Schweizer Mannes, der sehr wohlhabend war. Die 22-jährige Ehe blieb kinderlos. Die Biographin lebt seit 37 Jahren in der Schweiz. Helena del Toro ist eine ehemalige international tätige Ballerina aus Santiago, Chile, deren russische Eltern vor ihrer Geburt nach Chile migrierten. An ihren äusseren Merkmalen, wie etwa helle Hautfarbe und blondes Haar, wird die Chilenin nicht gleich als Mitglied einer Migrationsbevölkerung erkannt. Die Frage, ob sie Diskriminierung oder Rassismus erfahren haben, verneinten beide zunächst. Im weiteren Verlauf des Interviews im exmanenten Interviewteil wurde allerdings deutlich, dass auch diese zwei Frauen von Rassismus betroffen waren, was zunächst als Widerspruch wirkte. So berichtete Veronica Rodriguez: „Ab und zu höre ich negative Kommentare über mich als Mensch in der Tram, aber ich nehme sie nicht persönlich“. Hier zeigt sich, dass die Biographin beleidigende Bemerkungen nicht auf die eigene Person bezieht. Sie präsentiert sich als Frau, die mit Rassismus im Alltag zurechtkommt und nicht darunter leidet. Indem sie diese Vorfälle im öffentlichen Nahverkehr relativiert und sich emotional davon distanziert, kann sie – so sehe ich es – sich vor einer Verletzung ihres Menschseins schützen. Gleichzeitig gelingt es ihr dadurch, das Gefühl einer Beschämung, in der Öffentlichkeit herabgesetzt und somit gedemütigt zu werden, abzuwehren. Darüber hinaus weist Veronica Rodriguez' Erfahrung in der Tram eine Gemeinsamkeit mit den zwei Frauen aus den Fallbeispielen sowie mit etlichen anderen Frauen auf, und zwar im öffentlichen Nahverkehr von rassistischen Kommentaren betroffen zu sein.³

3 So war ich selber während der Datenerhebung Zeugin, wie eine Afro-Brasilianerin, die ich über eine kolumbianische Studienteilnehmerin kennengelernt hatte, von einer jungen Frau beim Verlassen eines Cafés verbal rassistisch angegriffen wurde. Die Frau, die die rassistische Bemerkung fallen liess, war eine Schweizerin, etwa Mitte zwanzig. Sie sass mit anderen draussen an einem grossen Tisch. Als wir aus dem Café herauskamen, sagte sie zur dunkelhäutigen Migrantin laut: „Aus welchem Käfig ist die denn ausgebrochen?“ und lachte dabei. Die von Rassismus betroffene Frau lief weiter. Ich hingegen

Im Laufe des Gesprächs fielen Veronica Rodriguez dann immer mehr Vorfälle ein. Sie begann, diverse Erfahrungen des alltäglichen Rassismus aufzulisten. Im Rahmen der Erzählung ihrer binationalen Ehe brachte sie folgende Erfahrung zum Ausdruck, die nicht auf den ersten Blick rassistisch anmutet. Bei näherem Hinschauen ist das migrationsbezogen abwertende Verhalten durch ihren Ex-Mann aber erkennbar:

„Als ich in die Schweiz kam, habe ich zunächst Englisch gesprochen, auch mit den Freunden meines Mannes und langsam lernte ich Deutsch sprechen. Aber alle Leute sehen, dass ich keine Schweizerin bin und sie fragen mich immer noch: ‚Soll ich Hochdeutsch reden oder verstehen Sie Dialekt?‘ Das machen die Leute immer noch. Für meinen Mann war das wie eine Beleidigung. Er wollte allen zeigen, dass ich nicht eine Ausländerin ohne Kultur, ohne Niveau, bin. Er wollte zeigen, dass ich, ja, eine Frau mit guter Ausbildung bin. Aber klar, die Leute wissen das nicht, sie kennen mich nicht. Und jetzt, wenn wir Diskussionen haben, reden wir immer auf Spanisch. Spanisch war immer unsere Sprache. Wenn er wütend ist, sagt er: ‚Und jetzt musst du Deutsch mit mir reden.‘ Ich sagte dann: ‚Ja, kein Problem, ich kann auch Deutsch reden.‘ Dann wurde er noch wütender und sagte: ‚Nach mehr als 20 Jahren in der Schweiz kannst du immer noch nicht den X-Dialekt reden.‘ Also, ich habe kein Problem, ich verstehe den Dialekt, aber ich spreche ihn nicht.“

Ähnlich wie in der biographischen Fallrekonstruktion von Amalia Torres erlebt auch Veronica Rodriguez Rassismus nicht nur auf der Gesellschaftsebene, sondern auch

war dermassen überrascht, empört und wütend zugleich, dass ich stehen blieb. Ich fragte die Frau un-mittelbar, ob sie ihren Kommentar in Ordnung fände. Sie lachte und antwortete: „Ja“. Ich fühlte einen Schmerz, und bevor ich ging, sagte ich zu der jungen Frau: „Deine Worte verletzen, und vergiss bitte nicht, dass sie eine grosse Wirkung haben.“ Später erzählte mir die Frau aus Brasilien: „Das bin ich mir gewohnt und es macht mir nichts aus. Das geht mir in einem Ohr rein und im nächsten raus.“ In ihrer Kommentierung werden in meinen Augen ihre eingeübten Abwehrmechanismen auf rassistische Alltagserfahrungen deutlich. Sie ignoriert rassistische Beleidigungen und lässt sie nicht an sich heran. Dadurch distanziert sie sich von diesen Erfahrungen, findet sich mit diesen ab und verharmlost die Situation nahezu, was ich als Selbstschutz interpretiere. In meinem Leben war ich nicht nur Zeugin von rassistischen Angriffen, sondern ich war selber des Öfteren davon betroffen. Besonders schmerzhaft empfand ich eine rassistische verbale Beleidigung in der Tram, als ich mit meinem 10-jährigen Neffen nach dem Besuch der Herbstmesse in Basel heimfuhr und mit ihm französisch sprach. Der Sohn meines Bruders, inzwischen erwachsen, wächst mit vier Kulturen (italienische, arabische, französische und schweizerische) auf. Mein Bruder, der wie ich italienischer Herkunft und in der Schweiz geboren ist, führt eine binationale Ehe mit einer Frau algerischer Herkunft, die in Frankreich aufgewachsen ist. Meinem Neffen hatte ich in der Tram erlaubt, an einem Schleckstängel zu lutschen. Ein Mann sagte meinem Neffen auf Schweizerdeutsch: „Guten Appetit.“ Ich hatte den sarkastischen Unterton nicht wahrgenommen und dachte, dass er freundlich sei. Ich übersetzte meinem Neffen, was der Mann soeben gesagt hatte und dass er sich bedanken solle. Bevor mein Neffe antworten konnte, rief dieser Mann laut und an uns adressiert aus: „Alle Ausländer raus, die Müllabfuhr kommt. Ihr Scheiss Ausländer.“ Ich legte beschützend meinen Arm um meinen Neffen und als er mich fragte, warum uns dieser Mann anschreie, war ich zuerst sprachlos. Danach fiel mir aufgrund meiner tiefen Betroffenheit nichts anderes ein, als ihm zu erwidern, dass dieser Mann sehr unfreundlich sei. Ich war so perplex und fassungslos über die Dreistigkeit, dass ich zunächst nicht auf den verbalen Angriff reagieren konnte. Ein Fahrgast griff ein und fragte, ob er das lustig fände. Als ich mich nach einer kurzen Schockstarre emotional wieder gefasst hatte, erwiderte ich dem Angreifer, dass seine Aussage verletzend und massiv abwertend sei. Ebenfalls auf Schweizerdeutsch.

auf der Beziehungsebene. Auch bei anderen Frauen, z.B. in den biographischen Erzählungen von Valentina Navarro, Helena del Toro und Rosita Diaz werden rassistische Abwertungserfahrungen in der binationalen Ehe thematisiert. Das ist besonders schmerzhaft, denn statt mit Liebe, Verbundenheit und Zusammengehörigkeit, sind die Frauen mit Ablehnung und Verachtung innerhalb der Partnerschaft konfrontiert. Die Biographin schildert in diesem Zitat die herablassende Haltung des Ex-Mannes im Kontext ihrer Position als Migrantin und ihres Sprachvermögens. Er scheint zwar die gängige Defizitperspektive gegenüber MigrantInnen abzulehnen, implementiert aber gleichzeitig diese selber, indem er sich schämt, wenn seine Frau als bildungsferne „Ausländerin“ wahrgenommen wird. Auf der Basis fehlender Dialektkenntnisse markiert der Expartner Veronica Rodriguez' „Andersartigkeit“. Die rassistische Konnotation in der Forderung des Mannes an seine Frau, Mundart zu sprechen, ist in seiner Erscheinungsform weniger offen. Dirim et al. (2016: 86) verweisen darauf, dass im deutschsprachigen Raum die Sprachkompetenz im Deutschen als Differenzkriterium herangezogen wird. Das Konstrukt des „Muttersprachlichen“ wird dabei als Norm festgelegt, Abweichungen davon werden abgewertet und delegitimiert. Differenzzuschreibungen beschränken sich somit nicht nur auf den Phänotyp, sondern schliessen deutlich auch die Sprachkompetenz eines Individuums mit ein. Dirim, Professorin für Deutsch als Zweitsprache, und Mecheril, Professor für Migration und Bildung, (2010: 100), rücken hierbei die gesellschaftliche Dimension der Macht im Sprachgebrauch und -können in den Vordergrund. Die AutorInnen machen darauf aufmerksam, dass Sprache nicht nur ein technisches Kommunikationsmittel ist, sondern auch ein Mittel zur Herstellung und Artikulation gesellschaftlicher Anerkennung. Der sprachliche Austausch wird als symbolische Machtbeziehung verstanden, die Machtverhältnisse zwischen sozialen Gruppen oder ihren SprecherInnen betont und dadurch soziale Wertigkeiten charakterisiert (Fürstenau und Niedrig 2011: 76; Bourdieu 1990b: 31). Pierre Bourdieu (1990b: 32) weist auf Folgendes hin:

„Die Sprachkompetenz, die ausreicht, um Sätze zu bilden, kann völlig unzureichend sein, um Sätze zu bilden, auf die gehört wird, Sätze, die in allen Situationen, in denen gesprochen wird, als rezipierbar anerkannt werden können. Auch hier ist die soziale Akzeptabilität nicht auf die Grammatikalität beschränkt. Sprecher ohne legitime Sprachkompetenz sind in Wirklichkeit von sozialen Welten, in denen diese Kompetenz vorausgesetzt wird, ausgeschlossen oder zum Schweigen verurteilt.“

In Anlehnung an Bourdieu hält Peter Zima (2010: 309) zusammenfassend fest, dass es auf der einen Seite Menschen gibt, die über genügend symbolisches und sprachliches Kapital verfügen, um in bestimmten sozialen Situationen das Richtige sagen zu können und akzeptiert zu werden. Auf der anderen Seite müssen andere verstummen, weil sie „nicht reden können“. Im weiter oben dargestellten Interviewausschnitt zeigt sich, dass sowohl Veronica Rodriguez' Ex-Mann wie auch ihr soziales Umfeld Schweizerdeutsch als Unterscheidungskriterium einsetzen. Dabei wird das Mundartsprechen durch den Ex-Partner instrumentalisiert, um seine überlegene Position als Schweizer und Angehöriger der Mehrheitsgesellschaft zu markieren und gleichzeitig die inferiore Position seiner Frau zu legitimieren. Das Herabsetzen wird durch das Wissen des Mannes darüber verstärkt, dass seine Frau keinen Dialekt spricht. Relevant ist also nicht, dass das binationale Ehepaar wie bisher auf Spanisch oder auf Hochdeutsch

kommuniziert, sondern dass der Mann ungewohnt auf Schweizerdeutsch besteht, der Mehrheitssprache in der deutschsprachigen Schweiz und damit die fehlende Zugehörigkeit seiner Frau zur Mehrheitsgesellschaft untermauert. Zugleich schreibt er ihr den Status als „Ausländerin“ zu, was nicht wertfrei ist. Schweizerdeutsch wird so zum Machtinstrument innerhalb der binationalen Ehe. Der Ex-Mann nutzt die Machtverhältnisse aus, um seine Frau während einer Auseinandersetzung zu demütigen. Rassismus in der binationalen Ehe zeigt sich folglich in Form von Herabwürdigung der Sprachkompetenz, bei gleichzeitigem Aufwerten der eigenen, die die Zugehörigkeit als Deutschschweizer aufweist.

Rassismus erscheint hier in einer scheinbar „harmlosen“ Abwertung, die darauf zielt, der migrierten Frau zusätzlich das Gefühl zu vermitteln, intellektuell nicht auf dem Niveau des Mannes zu sein, da sie sich nach vielen Jahren in der Schweiz nicht auf Schweizerdeutsch ausdrücken kann. Aber genau solche alltäglich formulierten Vorwürfe weisen diskriminierende und rassistische Effekte auf, die seelische Verletzungen verursachen können. Betroffene fühlen sich nicht nur herabgesetzt, sondern darüber hinaus aufgrund der fehlenden Sprachbeherrschung für schuldig erklärt und gleichzeitig verurteilt.

Gleichwohl muss an dieser Stelle angemerkt werden, dass die Biographin sowie die meisten befragten Frauen, neben Spanisch auch eine weitere oder mehrere europäische Sprachen sprechen. Ihre Mehrsprachigkeit wird aber kaum anerkannt.

Der Schweizer Ex-Mann von Veronica Rodriguez wähnt sich in einer machtvollen Position als seine Frau und erkennt ihr mit rassistischen Kommentaren ein vollwertiges Menschsein ab. Eine andere Lesart wäre, dass die Position des Ex-Mannes im Moment des Streits gar nicht die machtvollere ist und er deshalb die ausgrenzende Strategie nutzt, um dies zu korrigieren. Inwieweit diese Erfahrungen das Selbstwertgefühl der Biographin beeinträchtigen, lässt sich hier nicht klar sagen. Die Gefahr, negative Zuschreibungen und Erlebnisse von rassistisch motivierter Abwertung und Ausgrenzung zu verinnerlichen, ist allerdings sehr hoch, wie wir an anderer Stelle sehen werden.

Auch Helena del Toro sagte im exmanenten Interviewteil vorerst, keine Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in der Schweiz gemacht zu haben, und sie begründete es mit ihren guten Deutschkenntnissen, da sie seit 37 Jahren in der Schweiz lebe. Im Frageteil des Interviews stellte sich aber heraus, dass sie sowohl im Kontext ihrer binationalen Ehe wie auch im Austausch mit ihren NachbarInnen von rassistisch motivierten Kommentaren betroffen war. Ihren verstorbenen Schweizer Ehemann bezeichnete sie nach eigenen Aussagen als Diktator, der sie oft beleidigte, und fügte hinzu: „Man darf halt nicht so sensibel sein.“⁴ Die Biographin – so mein Eindruck – zeigte sich von rassistischen Handlungen unbeeindruckt, nahezu gleichgültig, um sich nicht als Frau positionieren zu müssen, die unter Rassismuserfahrungen gelitten hat – was durchaus als Abwehrstrategie seelischer Verletzungen interpretiert werden kann. Möglich wäre auch, dass der Mann oder das soziale Umfeld ihr im Umgang mit Herabsetzungserfahrungen „Überempfindlichkeit“ vorgeworfen haben. Und an anderer Stelle äusserte sie: „Ich fühle mich nicht abgelehnt, aber ich fühle mich auch nicht als Schweizerin, weil die Leute merken, dass ich Ausländerin bin.“ Diese Aussage ver-

4 Das Interview mit Helena del Toro führte ich auf Spanisch und anschliessend übersetzte ich es ins Deutsche.

deutlich Helena del Toros Gefühl fehlender Zugehörigkeit, obwohl sie zum Zeitpunkt des Interviews fast vier Jahrzehnte in der Schweiz gelebt hat und vor über 30 Jahren nach der Heirat mit ihrem Mann als Schweizerin eingebürgert worden ist. Zugleich wird hier die Erfahrung verweigerter Zugehörigkeit sichtbar, die sie in einen direkten Bezug zu ihrer „ausländischen“ Herkunft setzt. Die Erfahrung verweigerter Zugehörigkeit wird nicht nur von dieser Biographin, sondern auch in den ausführlichen biographischen Fallrekonstruktionen von Amalia Torres und Leonor Castro sowie in vielen anderen Fällen des vorliegenden Samples beschrieben.

Das anfängliche Verneinen der Frage nach Rassismuserfahrungen der zwei Biographinnen zeigt, dass Formen von subtilem Alltagsrassismus oft nur schwer zu erkennen sind. Darüber hinaus können Situationen mehrdeutig sein, was ein nicht eindeutiges Einordnen rassistischer Absichten der Handelnden zur Folge haben kann. Rassismus verunsichert. Scheinbar möchten diese beiden Frauen aus Lateinamerika durch das zögerliche Sprechen über Rassismuserfahrungen vermeiden, einen Opferstatus einzunehmen. Die Angst, als „undankbare Ausländerin“ zu gelten, kann hierbei eine Rolle spielen. Vielmehr präsentieren sie sich in ihren biographischen Erzählungen als handlungsfähige Subjekte, die sich von rassistischen Erfahrungen nahezu emotional unberührt zeigen. Aufgrund des vorliegenden Materials kann ich nicht sagen, ob diese beiden Studienteilnehmerinnen, die schon mehrere Jahrzehnte in der Schweiz leben, die Erfahrung gemacht haben, dass ihre Erlebnisse von Alltagsrassismus angezweifelt, heruntergespielt oder ignoriert wurden. Das Verharmlosen der Vorfälle kann allerdings auch ein Zeichen dafür sein, wie verletzend und bedrohend die Erlebnisse waren. Dabei kann die Distanzierung zu den rassistischen Vorfällen als Schutz ihres Selbstwertes und ihrer Selbstachtung verstanden werden.

Die Auswertung der Interviews zeigt, dass einige der befragten Frauen im Umgang mit rassistischen Erfahrungen individuelle Strategien entwickeln, die von Bagatellisieren, De-Thematisieren, Übergehen, Verdrängen bis hin zu Leugnen reichen. Damit geht aber oftmals ein Vermeiden, Ablehnen oder ein Nicht-Zulassen von Gefühlen im Zusammenhang mit Erfahrungen von Rassismus einher. Denkbar wäre, dass die von rassistischen und diskriminierenden Handlungen betroffenen Migrantinnen Angst haben, ihre Gefühle zuzulassen, weil sie unbewusst befürchten, von ihnen überwältigt, überschwemmt und davongetragen zu werden. Im Gegenteil, sie halten diese zurück oder entwickeln Gegenstrategien. Alltagsrassismus wird dadurch als eine Erfahrung betrachtet, die einfach dazugehört, selbstverständlich ist und für „normal“ gehalten wird. Die 37-jährige Valentina Navarro aus Venezuela, deren Rassismuserfahrungen noch näher beleuchtet werden, bringt ihre Abwehrhaltung wie folgt zum Ausdruck:

„Ich sage dir ganz ehrlich und ganz offen, alle Migrantinnen, die aus südlichen, ärmeren Ländern in die Schweiz kommen und keine Elite-Migrantinnen sind, erleben Rassismus und schwierige Momente. Oftmals tragen sie aber eine rosarote Brille und machen sich etwas vor, dass ihnen Rassismus nichts ausmacht und es ihnen gut geht.“

Die Biographin verdeutlicht eine Schutzreaktion im Umgang mit Abwertungserfahrungen: Das Vermeiden von unangenehmen Gefühlen, die durch Rassismus ausgelöst werden, kann zu Verdrängung und Verleugnung führen.

Alle Migrantinnen in diesem Sample kennen Erfahrungen sozialer Herabsetzung und Ablehnung, die sich negativ auf ihre Gefühle und Gedanken auswirken. Ihre Bewältigungsstrategien, ihre Widerstandsfähigkeiten und individuellen Ressourcen im Umgang mit Rassismuserfahrungen verdeutlichen, dass sich die befragten Frauen nicht als passive Opfer präsentieren wollen. Die seelische Verletzung ist aber dennoch vorhanden, die psychische Gesundheit beeinträchtigt. Schauen wir uns also diese Erfahrungen genauer an.

8.3 Subtiler Rassismus in alltäglichen Situationen

Bei allen befragten Lateinamerikanerinnen sind die biographischen Erfahrungen durch groben, also ganz offenen, sowie subtilen und verdeckten Rassismus in der Schweiz gekennzeichnet. Die in den Interviews berichteten Vorfälle von Rassismus im Alltag weisen viele Gemeinsamkeiten auf. Sie reichen von rassistischen Beschimpfungen, Beleidigungen, Mobbing, Erniedrigungen und Entwürdigungen bis hin zu rassistisch motivierter körperlicher Gewalt in der Öffentlichkeit. Nicht nur eklatante und für alle wahrnehmbare rassistisch motivierte Ausgrenzungserfahrungen stellen eine erhebliche gesundheitliche Belastung dar, sondern insbesondere auch subtilere Formen von Rassismus, die sich nicht immer offen, sondern auf eine indirekte Art manifestieren, wie etwa durch abfällige Blicke im Alltag, harmlos anmutende Worte oder einer abschätzenden Haltung der Migrantin gegenüber, haben einen Effekt auf das psychische Befinden. Obwohl das Verhalten des Gegenübers nicht immer eindeutig interpretierbar ist, so ist auf der Gefühlsebene – so sehe ich es – die Erfahrung von Geringschätzung der eigenen Person deutlich wahrnehmbar. Diese Erfahrungen sind im Alltagserleben der befragten Frauen mit lateinamerikanischer Herkunft von fundamentaler Relevanz, wie die nachfolgenden biographischen Erzählungen veranschaulichen werden.

Sol Alvarez: „Alle dachten immer, ich sei das Kindermädchen meiner Kinder.“

Sol Alvarez war zum Zeitpunkt des Interviews 30 Jahre alt, verheiratet mit einem Schweizer, mit dem sie zwei Kinder hat, eine achtjährige Tochter und einen siebenjährigen Sohn. Sie lebt seit sieben Jahren in der deutschsprachigen Schweiz. Sie ist gelernte Coiffeuse aus Caracas, Venezuela. In der Schweiz ist sie Mutter und Hausfrau. Die Biographin lernte ihren Ehemann in der Venezolanischen Hauptstadt Caracas kennen, als er dort für ein internationales Unternehmen arbeitete. Sie war damals 18 Jahren alt, als sie ihrem 20 Jahre älteren zukünftigen Ehemann zum ersten Mal begegnete. Nach drei Jahren heirateten die beiden in Caracas. Insgesamt lebten sie sechs Jahre gemeinsam als Ehepaar und mit den Kindern in Venezuela, bis die Firma den Mann wieder in die Schweiz zurückholte. Sol Alvarez entwickelte fünf Jahre nach der Migration im Alter von 28 Jahren eine Depression. Sie hatte Suizidgedanken. Für die Bewältigung der psychischen Erkrankung wählte sie eine Psychotherapie, die von der Einnahme von Antidepressiva und Schlafmitteln während einigen Monaten begleitet wurde. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie in psychotherapeutischer und nicht-medikamentöser Behandlung.

Die Biographin beschreibt das subjektiv wahrgenommene Erleben von Alltagsrassismus, der sich in einer subtilen Form manifestiert, wie folgt:

„Ich fühlte mich von den Menschen hier in der Schweiz nicht akzeptiert, weil ich Lateinamerikanerin und dunkelhäutig bin und wegen den fehlenden Sprachkenntnissen. Ich dachte, dass die Schweizer Lateinamerikanerinnen nicht mögen, weil sie einen so merkwürdig anschauen. Aber klar, wenn jemand nicht die Sprache spricht und man sich nicht ausdrücken kann, dann schauen dich die Leute seltsam an. Das war total eigenartig. Ich hatte das Gefühl, dass sie mich anstarrten, weil ich zum Beispiel mit den Kindern in der Tram Spanisch sprach und (...), ich bemühte mich aber so zu reden, dass die Leute nicht bemerkten, dass ich nicht Deutsch sprach. Ich stellte fest, dass ältere Personen mich häufig intensiv anschauten. Sie interessieren sich mehr für das Leben von Ausländerinnen, denn immer wieder fragten sie mich, wenn ich im Tram war, woher ich komme, ob ich aus Thailand oder aus den Philippinen stamme. Und ja, mit den älteren Menschen hatte ich mehr zu tun als mit den anderen Menschen, weil (...) ich erinnere mich, dass ich mit den Kindern oft auf dem Spielplatz in der X-Gemeinde⁵ ging und als ich auf dem Spielplatz ankam, hielt sich dort immer eine Gruppe von Schweizerinnen mit ihren Kindern auf und (...) als wir auf dem Spielplatz waren, verhielten sich alle Frauen mir gegenüber fast wie ablehnend, so schien es mir in diesem Moment, ich weiss nicht. Es schien mir wie eine Ablehnung und vor allem dachten sie, dass ich das Kindermädchen sei, weil meine Kinder mir nicht ähneln und daher dachten fast alle, dass ich das Kindermädchen sei. Und selbst nach einigen Jahren in der Schweiz, als ich mit meinen Kindern in die Apotheke ging, in die ich immer ging, hörte die Apothekerin eines Tages, dass meine Tochter mich mit ‚Mamá‘ rief und dann fragte sie: ‚Bitte entschuldigen Sie, aber sind das Ihre Kinder?‘ ‚Ja, das sind meine Kinder‘, antwortete ich. ‚Ich dachte die ganze Zeit, dass Sie das Kindermädchen seien‘, sagte die Apothekerin. Alle dachten immer, ich sei das Kindermädchen meiner Kinder (...). Und auf dem Spielplatz sprachen die anderen Mütter nie mit mir, sie mieden mich. Ich glaube, sie mochten mich nicht. Erst als die Kinder in die Schule kamen, hatte ich Kontakt mit Schweizerinnen, vorher nicht.“⁶

Und an anderer Stelle wird Sol Alvarez' Angst manifest, Zielscheibe eines rassistischen verbalen Angriffs zu werden, und ihre damit einhergehende Furcht in der Öffentlichkeit aufzufallen. Die folgende Passage veranschaulicht, wie sie antizipierte Rassismuserfahrungen erlebt und damit umgeht:

„Ich hatte zum Beispiel auch grosse Angst Auto zu fahren, denn bei einem Zusammenprall mit einem anderen Wagen befürchtete ich, dass man denken könnte: ‚Ach, die blöde Latina hat einen Unfall gemacht.‘ Ich hatte Angst mich nicht verteidigen zu können, wäre ein Unfall passiert, weil ich nicht so gut Deutsch sprach und ich deshalb die Situation nicht hätte erklären können. Das hat mir eine grosse Angst gemacht, mich nicht wehren zu können. Ich hatte ganz fest Angst. Ich dachte, es sei normal Angst zu haben, da meine Mutter eher ein ängstlicher Typ war. Aber als ich Panikattacken bekam, merkte ich, dass etwas nicht in Ordnung war.“

Sol Alvarez erzählt sehr intensiv, wie sie Erfahrungen von Rassismus erlebt, was diese für sie bedeuten und wie sie mit ihnen umgeht. Im ersten Textabschnitt bringt sie

⁵ Die kleine Gemeinde wurde maskiert.

⁶ Das Interview mit Sol Alvarez führte ich auf Spanisch und anschliessend übersetzte ich es ins Deutsche.

deutlich ihre Wahrnehmung zum Ausdruck, sich in der Schweiz „nicht akzeptiert“ zu fühlen, was sie auf ihre Hautfarbe, ihre Herkunft und damaligen ungenügenden Sprachkenntnisse zurückführt. In ihrer Darstellungsweise wird insgesamt deutlich, dass gesellschaftliche Zurückweisung und Gefühle des Nicht-Dazugehörens schmerzliche Erfahrungen sind, die Sol Alvarez Zugehörigkeitsempfindung beeinflusst. Diese biographische Erfahrung zeigt sich auch bei Amalia Torres und Leonor Castro, deren Lebensgeschichten ausführlich rekonstruiert wurden. In vielen anderen Interviews wird ebenfalls diese Erfahrung geschildert.

Die Aussagen „Ich dachte, dass die Schweizer Lateinamerikanerinnen nicht mögen, weil sie einen so merkwürdig anschauen“ und „Ich glaube, sie mochten mich nicht“ veranschaulichen, wie die Biographin erlebte Geringschätzung der eigenen ethnischen Gruppe sowie der eigenen Person als ein zwischenmenschliches Problem versteht. Erfahrungen von Herabwürdigungen werden auf der individuellen Ebene lokalisiert, wodurch gesellschaftlich wirksame Ausgrenzungs- und Machtmechanismen unerkannt bleiben. Aus der Erzählung der Venezolanerin geht zudem hervor, dass sie das Angestarrtwerden durch ältere Personen nicht als eine Form von Rassismus wahrnimmt. Sol Alvarez begründet das mit dem allgemeinen Interesse von älteren Menschen an der Migrationsbevölkerung. Das Bezugnehmen auf ihre angenommene „thailändische oder philippinische“ Herkunft durch die älteren Tramfahrgäste, was an ihrem „nicht-schweizerischen Äusseren“ festgemacht wird, scheint der Biographin kein Unbehagen zu verursachen. Das liegt möglicherweise an ihrem ausgeprägten Kontaktbedürfnis. Die Fragen zu ihrer Herkunft machen ihr allerdings deutlich, nicht als dazugehörend betrachtet zu werden. Sie wird als exotische „Andere“ konstruiert, obwohl die Schweiz seit sieben Jahren ihr Lebensmittelpunkt ist.

Auf dem Spielplatz wird der Kontakt zu ihr vermieden. Sie ist bekümmert, weil ihr Zugehörigkeitsbedürfnis – wenigstens zu anderen Müttern – unbefriedigt bleibt. Es scheint, dass die Schweizer Mütter die Venezolanerin als nicht gleichwertiges Gesellschaftsmitglied – sei es aufgrund ihrer Herkunft, Hautfarbe oder dem ihr zugeschriebenen niedrigen sozialen Status als Nanny – betrachten. Hier lässt sich eine diskriminierende Intention der anderen Mütter konstatieren. Durch das ausgrenzende Verhalten verweisen sie die venezolanische Migrantin auf eine bestimmte gesellschaftliche Position: Sie wird als „nicht dazugehörig“ gesehen, da „anders“, was zugleich die Botschaft enthält: „du bist schlechter“ und deshalb „nicht willkommen“. Diese Ausschlusserfahrung erlebt die Biographin emotional belastend, da sie sich dieser nicht aktiv widersetzen kann.

Die Angst vor rassistischen Abwertungen und Übergriffen ist insbesondere in öffentlichen Räumen und im öffentlichen Verkehr immer gegenwärtig. Sol Alvarez' Strategie im Umgang mit Rassismuserfahrungen ist einerseits Aushalten und gleichzeitig Nicht-Auffallen, wenn sie beispielsweise in der Tram zu ihren Kindern sehr leise auf Spanisch spricht. Andererseits reagiert sie auf rassistische Erfahrungen bzw. auf die als bedrohlich wahrgenommene Möglichkeit mit Rückzug. Diese Handlungsstrategie steht in deutlichem Kontrast zur verbalen Gegenwehr gegen ungerechtfertigte rassistische Angriffe der beiden Frauen aus den Fallrekonstruktionen und von anderen Biographinnen. Sol Alvarez vermeidet Situationen, in denen sie riskieren könnte, beleidigt und gekränkt zu werden. Sie hat Angst. Die Biographin entwickelt eine Art soziale Angst, in der Öffentlichkeit aufgrund rassistischer Zuschreibung und Stereotype als „blöde Latina“, wie sie sagt, blossgestellt und entwertet zu werden. Sie

schränkt sich dadurch – aus Angst vor einer Demütigung und sozialer Ächtung sowie um sich vor antizipierten Zuschreibungs- und Abwertungserfahrungen zu schützen – in ihren Alltagshandlungen selber ein. Insofern wirkt sich ihre eigene Angst, als „ignorante Ausländerin“ stigmatisiert zu werden, auf ihr Verhalten im Umgang mit ihrem sozialen Umfeld aus. Angst und das damit verbundene psychische Unwohlsein lässt sich hier als Folge von (antizipierten) rassistischen Erfahrungen und wahrgenommener sozialer Ausgrenzung deuten. Einige der Befragten schildern ebenfalls eine in alltäglichen Lebenssituationen empfundene Angst vor rassistisch verbalen Attacken und Abwertungen. Diese Angstgefühle führen dazu, gewisse Orte zu vermeiden, sich im öffentlichen Raum unsicher zu fühlen und ständig besorgt um die Kinder zu sein, dass diese auch rassistisch angegriffen werden könnten. Angst bedeutet insofern, als Minderheitsangehörige das Gefühl zu haben, im Alltag möglichen Angriffen ausgesetzt zu sein, ohne dabei auf Schutz zählen zu können.

Sol Alvarez schildert ihre soziale Ausgrenzungserfahrung auf dem Spielplatz, beschreibt die Blicke, denen sie im Beisein ihrer Kinder ausgesetzt war und die Fragen, die ihr gestellt wurden, ob sie das Kindermädchen dieser Kinder sei. Hierbei wird ihr Schmerz, nicht als Mutter ihrer hellhäutigen Kinder, mit hellen Haaren, die mehr dem Vater ähneln, gehalten zu werden, sichtbar. Selbst wenn sie ein venezolanisches Kindermädchen wäre, liesse sich die soziale Ausgrenzungserfahrung sowie das vermittelte Gefühl der Nicht-Gleichwertigkeit nicht rechtfertigen. Die Zuschreibung „ausländisches Kindermädchen“ impliziert hier eine doppelte Abwertung und Diskriminierung – basierend auf der ethnischen Zugehörigkeit sowie auf den vermuteten sozialen Status, den die anderen Frauen offenbar als weniger wertvoll erachteten. Die kränkende Alltagserfahrung verweigerter Zugehörigkeit sowie das Gefühl als Mensch zurückgewiesen zu werden, wirkt sich auf das Bemühen der Migrantin, Anschluss zu finden, aus: Aus Selbstschutz zieht sie sich zunehmend – sozial und innerlich – zurück.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass Sol Alvarez' Erfahrungen mit der öffentlichen Wahrnehmung ihrer Person die Entwicklung eines selbstverständlichen Zugehörigkeitsgefühls zur aufnehmenden Gesellschaft erschweren. Die immer wiederkehrenden Erfahrungen von Differenz, auch in subtiler Erscheinungsform, können seelisch verletzend wirken und verstärken das Gefühl, nicht gemocht zu werden. Ein Gefühl, das ihr Bedürfnis nach Annahme und ihren Wunsch nach Anerkennung und Wertschätzung verdeutlicht.

Sol Alvarez' Krankheitserfahrung

Die migrierte Frau aus Venezuela erzählt, fünf Jahre nach der Migration im Alter von 28 Jahren unter starken Angstgefühlen und Magenschmerzen gelitten zu haben, denn ihre „nervios“ (Nerven) – so ihre eigene Erklärung – „befinden sich im Bauch“. Diese Theorie veranschaulicht die subjektive Deutung von Krankheit und Leiden. Die Biographin erklärt sich ihr psychisches Leiden im Zusammenhang mit körperlichen Beschwerden. Sie führt weiter an: „Ich wusste damals nicht, was los war. Ich ging zum Arzt und er fand nichts.“ Hier zeigt sich, dass körperliche Symptome eine Depression überdecken können. Depressionen gehen laut dem Psychologen und Psychotherapeuten Klaus Jost (2006: 17) mit einer Symptomvielfalt einher. Aus diesem Grund können sich Depressionen bei verschiedenen Menschen auf unterschiedliche Weise manifestieren. Die Depression wird bei Sol Alvarez eher somatisch ausgedrückt. Es ist anzunehmen, dass es ihr zum damaligen Zeitpunkt leichter fiel, über das Somatische

als über das Psychische zu sprechen. Schouler-Ocak (2015: 87) macht in diesem Kontext darauf aufmerksam, dass körperliche Beschwerden vom sozialen Umfeld eher als Krankheit gewertet und körperliche Symptome als weniger stigmatisierend erlebt werden als psychische (Schouler-Ocak et al. 2008: 169).

Sol Alvarez berichtet weiter, die Kommunikation mit den Ärzten, sei es mit ihrem Hausarzt oder mit dem Kinderarzt, aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse als schwierig empfunden zu haben. Aus der Erzählung geht hervor, dass die Interaktion mit den ärztlichen Fachpersonen durch ein Sich-überwältigt-Fühlen gekennzeichnet war. Es scheint, als haben Verständigungsprobleme zusätzlich dazu geführt, dass die Depression von Sol Alvarez nicht erkannt und behandelt wurde.

Als Sol Alvarez' Hausarzt keine körperlichen Ursachen für ihre Beschwerden finden konnte, suchte sie eine Naturärztin mit schulmedizinischer Ausbildung auf, die ihr von einer Freundin empfohlen wurde. Neben biomedizinischen AllgemeinärztInnen, PsychiaterInnen und PsychotherapeutInnen werden im Umgang mit einer Depression auch von anderen Biographinnen alternative und natürliche Behandlungsmethoden gewählt. Sol Alvarez beschreibt ihre positiven Erfahrungen und bezeichnet die Naturärztin als „eine warme und unterstützende Person und sie sprach ein wenig Spanisch.“ Alle 14 Tage ging sie zu ihr, weil „ich immer am Weinen war, Magenschmerzen hatte und nicht mehr essen konnte“, und „ich dachte, dass ich keine gute Mutter sei, denn ich konnte meinen Kindern nicht genug Zuwendung geben und dass ich keine gute Ehefrau sei“, wie sie sagt. Neben ihren psychischen und physischen Beschwerden beschreibt Sol Alvarez ihre Schuldgefühle aufgrund der Depression, die sich auf ihre Mutterpflichten und ihre Rolle als Ehefrau beziehen.

Die Venezolanerin nimmt an, dass die Naturärztin sehr wohl von einer Depressionserkrankung ausging, ihr gegenüber aber nicht diesen Begriff benutzte, sondern von Heimweh sprach. Nach vier Monaten war die Behandlung bei der Naturärztin beendet, da diese schon seit langem ein einjähriges Sabbatical geplant hatte.

Sol Alvarez: „Erst später verstand ich, dass die Depression etwas mit meinen schmerzhaften Erfahrungen, die ich in der Schweiz gemacht hatte, zu tun hatte.“

Sol Alvarez' Erkrankung an einer Depression verursachte ein erhebliches Ausmass an Leid. Ihr war aber nicht klar, woran sie litt. Auch andere Migrantinnen berichten, lange nicht erkannt zu haben, an einer Depression erkrankt zu sein. Ihr psychisches Leiden war damals von Unkenntnis geprägt. Die Biographin Sol Alvarez zog sich zunehmend zurück:

„Im XY-Laden⁷ bekam ich auf einmal Angst. Ich konnte nicht mehr mit der Tram fahren oder einkaufen gehen. Und ich hatte immer wieder Magenschmerzen und wusste nicht, was los war. Ich war überzeugt, dass mein Unwohlsein etwas mit meinem Magen zu tun hatte. Plötzlich mitten in der Nacht bekam ich eine Panikattacke. Ich war alleine zuhause. Mein Mann war auf Geschäftsreise. Ich zitterte, ich dachte vielleicht wegen dem Magen. Ich rief dann meine Schwester in Venezuela an. In der folgenden Nacht bekam ich erneut eine Panikattacke. Damals wusste ich aber nicht, dass es eine war. Ich zitterte wirklich am ganzen Körper, die ganze Zeit. Ich hatte schrecklich grosse Angst.

7 Der Name eines grossen Detailhandelsunternehmens in der Schweiz wurde maskiert.

Ich begann mich sehr schlecht zu fühlen. Ich fühlte mich immer müde. Ich dachte, dass ich mehr schlafen müsse, aber das konnte ich nicht. Ich war sehr, sehr erschöpft. Ich hatte keine Kraft in meinen Armen, in meinen Beinen, ich weinte viel, sehr viel (...). Ich fühlte mich sehr schwach. Ich verstand nicht, was mit mir los war und ich hatte diese Magenbeschwerden. Ich fing an mich immer mehr im Haus einzuschliessen, weil ich mich zuhause besser fühlte, draussen hingegen schlecht (...). Ich bekam alle Symptome einer Depression, aber ich wusste nicht, dass es eine Depression war. Erst später verstand ich, dass die Depression etwas mit meinen schmerzhaften Erfahrungen, die ich in der Schweiz gemacht hatte, zu tun hatte.“

In dieser Textstelle wird Sol Alvarez' subjektive Krankheitstheorie deutlich. Sie thematisiert zunächst das Entstehen von Angstgefühlen und Panikattacken, kann sich ihren angstvollen Zustand aber nicht erklären. Darüber hinaus beschreibt sie weitere körperliche Beschwerden wie Müdigkeit, Erschöpfung und Energielosigkeit, die ihre Alltagsorganisation einschränkten. Die Symptome werden auch über Körperempfindungen wie Zittern ausgedrückt. Aus der Sicht der Biographin trat die Depression überraschend und ohne vorherige Anzeichen in ihr Leben ein. Sol Alvarez veranschaulicht, dass sie sich von der Mächtigkeit und Bedrohlichkeit der psychischen Erkrankung überrollt fühlte, wusste aber damals nicht, dass sie von einer Depression betroffen war. Sie reagierte auf ihren veränderten Gesundheitszustand mit einem aktiven Rückzug aus dem sozialen Leben. Sie mied Orte und Verkehrsmittel, was die Alltagsbewältigung massgeblich erschwerte. Es scheint, als suche Sol Alvarez in ihrer selbst gewählten Isolation eine Entlastung von den eigenen Schmerzen der Ausweglosigkeit und Hoffnungslosigkeit.

Sol Alvarez wusste nicht, an wen sie sich wenden konnte, als sie bemerkte, dass sich ihr Gesundheitszustand veränderte hatte. Damit wird eine zentrale Erfahrung zum Ausdruck gebracht, die von mehreren Migrantinnen geteilt wurde. Unklar ist, weshalb die behandelnde Naturärztin Sol Alvarez nicht an eine psychotherapeutische Fachperson vermittelte. Es wäre denkbar, dass Sol Alvarez zum damaligen Zeitpunkt eine Psychotherapie ablehnte, wie ihre Formulierung vermuten lässt: „Bei uns in Lateinamerika sagt man, dass nur diejenigen zum Psychologen gehen, die verrückt sind. Deshalb wollte ich nie zum Psychologen gehen.“ Die Aussage weist darauf hin, dass die Psychotherapie als Behandlungsmethode wenig bekannt ist und beschreibt die Angst der Menschen, die sich aufgrund psychischer Erkrankungen behandeln lassen, als „Verrückte“ abgestempelt zu werden. Das Stigma, das Depressionen anhaftet, kann also ein Grund dafür sein, dass Menschen, die unter Depressionen leiden, nicht bereit sind, Kontakt zu Gesundheitsdiensten aufzunehmen.

Im Rahmen der Psychotherapie und Aufarbeitung ihrer seelischen Schmerzen kann Sol Alvarez die Krankheitsursachen biographisch reflektierend einordnen und stellt einen Zusammenhang zwischen der Erkrankung an einer Depression und ihren migrationsbedingten Erfahrungen in der Schweiz her. Sie beschreibt auf Nachfrage, dass sie die Ursachen ihres Krankseins als multifaktoriell betrachtet: „Eine Mischung von Erfahrungen als Migrantin in der Schweiz, Erfahrungen aus der Kindheit und Erfahrungen als Mutter und Ehefrau. Eine Mischung aus allem, was in meinem Leben geschehen ist.“ Sol Alvarez verortet demnach ihre Depressionserkrankung sowohl in einem gesellschaftlichen als auch in einem individuellen Kontext und die behandelnde Psychotherapeutin schätzt die Krankheitsursachen ebenfalls so ein. Die Analyse

zeigt, dass neben sozialen Bedingungen wie Rassismus- und Ablehnungserfahrungen im Migrationsleben, die Biographin zudem einen Zusammenhang zwischen der Erkrankung an einer Depression und ihren Erfahrungen im Kindesalter sieht. Sol Alvarez ist das zweite Kind einer Familie mit vier Kindern. Die Familie lebte in ökonomisch schwierigen Verhältnissen in der venezolanischen Hauptstadt. Sie präsentiert sich in ihrer Erzählung als Frau, die von den Erfahrungen in der Kindheit geprägt ist und diese vielfach als schmerzhaft empfindet, da sie als Kind zu wenig Zuwendung erhielt. Während ihr Vater kaum Zeit zusammen mit der Familie verbrachte, kümmerte sich die berufstätige Mutter neben ihrer Arbeit als Krankenpflegerin alleine um die Kinder. Sol Alvarez selbst führt ihre psychische Erkrankung auf eine Überforderungssituation in der Migration zurück. Dabei bezieht sie sich auf ihre spezifischen Belastungen als Mutter ohne soziale Unterstützung bei der Kinderbetreuung. Als weiteren Faktor nennt sie Probleme in der binationalen Ehe mit einem Schweizer. In Kapitel 12 gehe ich auf ihre Beziehungsprobleme näher ein. In der Eigentheorie zu den Entstehungsbedingungen der Depression wird deutlich, dass Sol Alvarez die Depression als ein multifaktorielles Geschehen interpretiert. Ihr gelingt es mit der Unterstützung ihrer Psychotherapeutin, die psychische Krankheit sinnvoll in ihrem Leben einzuordnen, wodurch ihr die Depression nicht mehr als etwas unerklärbar Fremdes erscheint. Der akzeptierenden Haltung gegenüber dem psychisch Kranksein ging eine biographische Verarbeitung des Erlebten voraus. Wie es zur aktiven Bearbeitungsstrategie im Umgang mit der Depression kam, wird in den nachfolgenden Textausschnitten deutlich.

Sol Alvarez' Bearbeitungsstrategien im Umgang mit der Depression

Als die Biographin nicht mehr weiterwusste, wandte sie sich in ihrer Not an eine kolumbianische Freundin, die selber eine Psychotherapie machte:

„Ich rief meine Freundin an. Ich wusste, dass sie zur Psychologin ging. Meine Freundin hatte mir die Nummer gegeben. Ich rief sie an. Sie war sehr freundlich und sprach mit mir nachts eine Stunde lang am Telefon. Als ich dann zu ihr ging, bekam ich die Diagnose, dass ich eine Depression habe. Am Anfang war ich erleichtert, weil ich nun wusste, was ich hatte. Ich dachte immer, dass wenn ich der Psychologin sagen würde, wie es mir geht, sie mich in eine Klinik einweisen würde. Ich dachte damals, ich sei verrückt. Die Psychologin sagte mir, dass ich rechtzeitig zu ihr gekommen sei. Wenn ich einen Monat später gekommen wäre, dann hätte ich in eine Klinik gehen müssen. Die Diagnose Depression verursachte mir erst dann Angst als ich im Internet anfang über Depressionen zu lesen. Dort stand vieles über chronische Depressionen, Medikamente, Abhängigkeiten und solche Sachen. Ich begann daraufhin einen Plan B zu überlegen. Wenn ich alle diese Medikamente einnehmen muss, um ein normales Leben zu haben, dann möchte ich nicht weiterleben. Ich hatte damals grosse Angst, die Tram oder den Zug zu nehmen, denn ich hatte Angst, dass ich vor den Zug springen könnte, weil (...) ich wollte nicht ein solches Leben haben. Ich dachte wirklich, dass ich verrückt sei, dass man mich in die Psychiatrie einliefern würde (...). Ich überlegte, die Schweiz zu verlassen, die Kinder in der Schweiz zurückzulassen und zu verschwinden, weil ich meinen Kindern keinen Schaden verursachen wollte. Es war schlimm (...). Das war eine schwere Zeit. Die Depression oder die Nerven gingen mir direkt in den Magen. Ich konnte nicht essen, weinte viel und war sehr abgemagert. Ich dachte, dass ich niemals aus dem rauskommen würde, nicht mehr heilen würde und für immer die Medikamente einnehmen müsste.“

Und an anderer Stelle:

„Ich kannte diese Krankheit nicht und plötzlich hatte ich sie selber. Ich hatte Angst, die einzige Frau zu sein, die eine Depression hat (...). Ich konnte mit niemandem darüber reden, nur mit meiner Psychologin. Ich dachte oft: ‚Warum passiert das gerade mir?‘ Die anderen Lateinamerikanerinnen schienen glücklich zu sein. Warum haben sie keine Depression und ich schon? Aber bald stellte ich fest, dass andere Frauen aus Lateinamerika auch eine Depression haben, aber nicht darüber sprachen (...). Ja, die Depression ist ein Tabu, man spricht nicht darüber, obwohl viele darunter leiden. Es gibt einen grossen sozialen und kulturellen Druck (...), in Venezuela nennt man diese Krankheit auch Depression, aber man macht keine Psychotherapie, es sei denn, man ist verrückt.“

Dieses Zitat zeigt Sol Alvarez' diverse Ängste in Bezug auf ihre Depressionserkrankung, die aus der Sicht der Biographin ohne erklärbaren Anlass auftrat und die sie bisher mit „verrückt sein“ gleichgesetzt hatte. Die komparative Analyse zeigt, dass auch andere Migrantinnen aus Lateinamerika, wie etwa Selena Cruz und Ana Ortiz, beide aus Peru, Angst hatten, „verrückt“ zu werden. Auf diesen Aspekt und damit zusammenhängende Krankheitsvorstellungen werde ich weiter unten vertieft eingehen (vgl. Kapitel 9). Sol Alvarez hat also Angst als „verrückt“ stigmatisiert zu werden und bezeichnet die Depression als ein Tabu in ihrem Herkunftsland. Sie befürchtet, Menschen in ihrem Umfeld könnten sich von ihr zurückziehen, sollten sie von ihrer psychischen Erkrankung erfahren. Eine weitere Angst ist, nie einen Ausweg aus der Depression finden zu können, für immer Antidepressiva einnehmen zu müssen oder von diesen abhängig zu werden. Erst auf Nachfrage wird deutlich, dass die Biographin zwar den Begriff Psychologin verwendet, sich allerdings auf eine spanischsprachige Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie bezieht, die ebenfalls venezolanischer Herkunft ist. Die meisten Interviewten unterscheiden die Berufsbezeichnungen nicht, was darauf schliessen lässt, dass im allgemeinen Sprachgebrauch die Bezeichnungen PsychologIn, PsychotherapeutIn und PsychiaterIn synonym verwendet werden. Nach dem Kontakt von Sol Alvarez zur Psychotherapeutin wurde ein professionell unterstützter Bearbeitungsprozess eingeleitet. Auch wenn Sol Alvarez die Psychotherapie als Behandlungsmethode nicht bekannt war, konnte sie diese mühelos annehmen in der Hoffnung, eine Besserung ihres Leidens zu erfahren.

Mit der Aussage „in Venezuela nennt man diese Krankheit auch Depression“ geht die Biographin auf eine Frage ein, die ich ihr im Nachfrageteil des Interviews gestellt hatte: Wird in ihrem Herkunftsland der Begriff Depression verwendet oder gibt es eine andere Krankheitsbezeichnung für Depression auf Spanisch? Alle interviewten Migrantinnen im Sample verwendeten den Terminus Depression, um die psychische Erkrankung zu bezeichnen, an der sie litten. Eine mögliche Interpretation wäre, dass sie alle aus dem städtischen Raum stammen und qualifiziert sind.

Es zeigt sich insgesamt, dass aufgrund mangelnder Informationen über Depressionen die venezolanische Migrantin annimmt, die psychische Krankheit halte ein ganzes Leben an und sei nicht behandelbar. Über Schmerzliches zu sprechen, verbindet die Biographin zunächst mit der Einweisung in eine Psychiatrie gegen ihren Willen. Ihre Erzählung verdeutlicht ihre Vorurteile gegenüber psychiatrischen Kliniken. Sie fürchtet sich vor einem Aufenthalt in einer solchen Klinik, da in ihrer Laienvorstellung nur „Verrückte“ darin untergebracht werden. Aus Angst, für ihre beiden

Kinder eine Last sein zu können und diese unter ihrer psychischen Erkrankung leiden, denkt sie über die Möglichkeit nach, sich das Leben zu nehmen. In ihrem damaligen Zustand von Hoffnungslosigkeit und Ausweglosigkeit war sie suizidgefährdet. Zudem wird deutlich, dass die Biographin, im Zusammenhang mit mangelndem Wissen über Depression, vom Gefühl gequält wird, die einzige Frau mit einer Depression zu sein. Auch andere Studienteilnehmerinnen berichten, unter dem Eindruck gelitten zu haben, als Einzige von einer Depression betroffen zu sein.

Für Sol Alvarez wie auch für einige andere interviewte Frauen stellt das Internet ein wichtiges Medium zur Informationsbeschaffung dar, dessen sich die Biographinnen unterschiedlich stark bedienen. Gleichzeitig wird im Zitat der Biographin deutlich, dass die im Internet gelesenen Informationen über psychische Krankheiten die Angst vor der Depression verstärkten.

Nerven werden in der Erzählung erneut im Zusammenhang mit der psychischen Befindlichkeit genannt: „Die Depression oder die Nerven gingen mir direkt in den Magen. Ich konnte nichts mehr essen, weinte viel und war abgemagert.“ Die venezolanische Frau setzt hier die Bezeichnungen Depression und Nerven gleich. Während ihr das Depressionskonzept im biomedizinischen Kontext vor der Psychotherapie eher unbekannt war, stellt der Begriff „Nerven“ eine für sie vertraute Ausdrucksweise dar, um ihr emotionales und psychisches Leiden zu beschreiben. Mit dem Gleichsetzen der Begriffe unterschiedlicher Bedeutung zeigt sich, dass mehrere Verständnisweisen nebeneinander bestehen können: physische, psychische und soziale Faktoren, die das Leiden im Migrationsleben bedingen, werden mit ihnen ausgedrückt. Neben Sol Alvarez rekurren auch einige andere Studienteilnehmerinnen in der Darstellung ihrer Leidenserfahrungen auf den Begriff „nervios“.⁸

Umgang mit Gefühlen

Aus dem folgenden Zitat geht hervor, dass die Biographin, neben dem Aufarbeiten ihrer biographischen Erfahrungen, im Verlaufe der Psychotherapie zudem ihren eigenen Beitrag erkannt hatte, ihr Befinden zu verbessern. Als Strategie zur Krankheitsverarbeitung nennt Sol Alvarez: Gefühle zulassen, ihnen Raum geben und sie nach

8 ‚Nervios‘ ist, so die Medizinethnologin Ruth Kutalek und der Ethnomediziner Andreas Prinz (2011: 392), eine kulturelle Ausdrucksform, die vorwiegend in Lateinamerika und bei lateinamerikanischen MigrantInnen vorkommt. Laut den AutorInnen bezieht sich der Begriff auf einen generellen Zustand von Verletzbarkeit gegenüber schwierigen Lebenssituationen oder aufreibenden Erfahrungen. Die Medizinethnologen Peter Guarnaccia und Pablo Farias, die zu zentralamerikanischen Flüchtlingen in den USA geforscht haben, definieren den Begriff wie folgt: „Nervios is a powerful idiom of distress used by Latinos from a variety of Caribbean, Central and South American countries to express concerns about physical symptoms, emotional states, and changes both in the family and in the broader society“ (Guarnaccia und Farias 1988: 1223). In der ethnologischen Literatur, so Kutalek und Prinz (2011: 392), sind ‚Nervios‘ eine Umformulierung von sozialen, kulturellen und ökonomischen Problemen, die in einer ganzen Reihe an Symptomen von emotionalem Schmerz, somatischen Beschwerden und der Unfähigkeit zu agieren sichtbar werden. Guarnaccia und Farias (1988: 1229) verstehen Nervios im Kontext von Machtlosigkeit, Ausbeutung und ökonomischer Not und heben hervor: „Nervios express the anger at the powerlessness of los de abajo (those at the bottom) who know that they are being exploited, but who cannot resist and need their jobs to survive“. Guarnaccia et al. (2003: 348) beschreiben ‚Nervios‘ als „commentaries on a social world out of control“. Wenn man unter ‚Nervios‘ leidet, fühlt man sich oft ausser Kontrolle. Dabei gilt es, die Phänomene ‚Nervios‘ in einem soziopolitischen Kontext zu interpretieren.

aussen zeigen. Sie hat offenbar in der Psychotherapie gelernt, mit belastenden Gefühlen umzugehen, was sie als positiv bewertet:

„Ich weinte früher den ganzen Tag auf dem Sofa, bis die Kinder heimkamen. Dann hörte ich auf, weil ich ihnen nicht zeigen wollte, wie es mir ging. Aber heute kann ich auch vor den Kindern meine Gefühle zeigen und ihnen z.B. erklären, dass es schmerzhaft ist abgelehnt zu werden, dass ich mein Land vermisse (...). Ich habe gelernt auf meine Gefühle zu hören und auch auf meinen Körper. Früher behielt ich alles in mir drinnen, heute habe ich gelernt mich mitzuteilen.“

Im Umgang mit der Depression empfand Sol Alvarez die Psychotherapie auf Spanisch in Kombination mit Psychopharmaka als nützlich. Die vorübergehende Einnahme von Antidepressiva und Schlafmitteln betrachtete sie zunächst skeptisch, da sie eine grosse Angst vor einer Medikamentenabhängigkeit hatte. Darüber hinaus hat sie verschiedene alternative Heilmethoden ausprobiert, in der Hoffnung, ihren Zustand bessern zu können. So erachtet sie Entspannungsverfahren wie Pilates als sehr hilfreich. Zudem liess sie sich mit Akupunktur behandeln, was sie im Umgang mit der Verarbeitung der Depression ebenfalls als wirksam bewertet. Die Einnahme von Omega-3-Tabletten wurde als weitere hilfreiche Strategie im Umgang mit der psychischen Erkrankung genannt. Schliesslich half ihr auch die Lektüre von Informationen über Depressionen.

Persönlicher Lerneffekt und subjektive Bedeutung einer Depression

Im Interview mit Sol Alvarez wird deutlich, dass sie sich mit ihrer Lebensgeschichte und ihren schmerzhaften und verletzenden Erfahrungen auseinandergesetzt und diese reflektiert hat. Ihre eigentheoretischen Überlegungen zeigen, der Depressionserkrankung eine Bedeutung geben zu können. Im Kontext einer gelingenden Depressionsverarbeitung veranschaulicht die Biographin einen bedeutsamen Lernprozess und bilanziert retrospektiv:

„Für mich war die Depression wie eine Lehre. Die Depression bedeutet für mich ein persönliches Wachstum. Wenn ich nicht durch eine Depression hindurchgegangen wäre, hätte ich viele Dinge nicht verstanden, die mir passiert sind. Heute bin ich ein komplett anderer Mensch als vor der Depression. Man kann sagen, nach der Depression gibt es zwei Leben: Ein Leben vor der Depression und ein Leben nach der Depression. Ich verstehe jetzt vieles mehr. Die Depression war am Schluss etwas Gutes, um vieles besser zu verstehen.“

In diesem Zitat wird eine zeitliche Dimension im Erleben einer Depression erkennbar. Die Biographin verdeutlicht, dass der Weg durch die Depression mit einem inneren Wandlungs- und Wachstumsprozess einherging. Dabei unterscheidet sie ein Leben „vor“ und „nach“ der Depression. Aus heutiger Sicht sei das Leiden für sie notwendig gewesen, um sich selbst besser verstehen und so zu sich selbst finden zu können. Durch die Depression kam sie mit einer existentiellen Tiefe in Berührung, die ihre Sicht auf ihre biographischen Erfahrungen veränderte und ihr ermöglichte, mit neuem Verständnis dem Leben gegenüberzutreten. In der Depression einen Sinn zu sehen, lässt sich bei Sol Alvarez, wie auch bei vielen anderen Biographinnen, als eine hilfreiche Strategie im Umgang mit der Erkrankung rekonstruieren.

8.4 Rassismus auf dem Spielplatz

Der Spielplatz stellt sich in den biographischen Erzählungen als ein Ort heraus, an dem häufig Alltagsrassismus und Diskriminierung stattfindet. Einige Migrantinnen berichteten, dass sie es mit der Zeit vermieden, einen Spielort aufzusuchen, um sich nicht weiteren negativen Erfahrungen in Form von Ausgrenzung oder Beschimpfungen auszusetzen. Der Umstand, dass migrierte Mütter mit ihren Kindern vermehrt Zeit zuhause verbrachten, lässt sich als Folge von Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen interpretieren.

Ana Ortiz: „Solche Sachen gingen mir richtig an die Seele.“

Ähnlich wie Sol Alvarez berichtet auch Ana Ortiz, eine 53-jährige Peruanerin aus Caraz, einer Stadt im Anden-Hochgebirge des nordwestlichen Peru, über subjektiv wahrgenommene rassistische Diskriminierung mit ihren Kindern auf dem Spielplatz. Bevor ich auf ihre migrationsspezifischen Erfahrungen eingehe, möchte ich die Biographin kurz vorstellen. Nach telefonischem Erstkontakt und einem einstündigen Vorgespräch fand das Interview mit Ana Ortiz auf ihren Wunsch hin bei ihr zuhause statt. Das Treffen dauerte insgesamt 6 Stunden, das biographische Erzählen 3,75 Stunden (von allen geführten Interviews war es das längste).

Im Jahr 1982 kam die Biographin im Alter von 22 Jahren in die Deutschschweiz. Zuvor hatte Ana Ortiz ein vierjähriges Studium in Sport-, Freizeit- und Bewegungspädagogik an einer Fachhochschule in Lima, der Hauptstadt Perus, absolviert. Ihr Vater, ein hochrangiger Militär, hätte eine Studienrichtung mit später besseren Verdienstmöglichkeiten bevorzugt. Als Migrationsgrund gab Ana Ortiz an, ihrem damaligen Schweizer Freund, mit dem sie verlobt war, aus Liebe in die Schweiz gefolgt zu sein. Kennengelernt hatten sie sich in Peru, als er dort als Tourist unterwegs war. Sie betont, dass sie mit wenig Gepäck und einer Gitarre auf dem Rücken in die Schweiz kam. In einer kleinen Stadt in der Deutschschweiz angekommen, wohnte sie bei den Eltern ihres Verlobten, während er in seiner eigenen Wohnung lebte. Ihren katholischen Eltern hatte sie vor der Migration zugesichert, erst nach der Heirat mit ihrem Freund zusammenzuziehen. Die Anfangszeit in der Schweiz war von Alleinsein geprägt. Ablenkung von ihrer Sehnsucht nach ihrer Familie fand sie im Gitarrespielen, das eine Art emotionalen Zufluchtsort darstellte:

„Hier konnte ich mit niemandem reden. Es war wie auf einem anderen Planeten. Das machte mich traurig. Ich kam als fröhlicher Mensch in die Schweiz, sang Folklore-Lieder und spielte Gitarre. Ich liebe die Musik. Wenn ich schon meine Familie nicht in meiner Nähe hatte und unter Heimweh litt, so musste ich wenigstens singen. Die Musik, singen und Gitarre spielen waren mein Ausgleich, aber das durfte ich fast nie machen. Ich bekam immer Reklamationen, wenn ich Musik machte.“⁹

Aufgrund dieser Beschwerden spielte sie dann 18 Jahre nicht mehr Gitarre. Der Verzicht auf Musik weist einen symbolischen Charakter auf. Das Nichtausleben ihrer

9 Ana Ortiz, die beim Zeitpunkt des Interviews seit 31 Jahren in der Deutschschweiz lebte, ist die einzige Interviewteilnehmerin, die auf Schweizerdeutsch mit mir spricht. Das Interview habe ich von Schweizerdeutsch in die Schriftsprache transkribiert.

Leidenschaft kann mit den darauffolgenden sozialen Problemen im Migrationsleben in Verbindung gebracht werden. Die Biographin erzählt über die eingetretene Beziehungskrise. Im Alltagsleben scheiterte die binationale Beziehung nach kurzer Zeit, woraufhin sie die Verlobung auflöste. Sie beschloss, zurück nach Peru zu gehen und begründet dies wie folgt: „Ich wollte mich nicht wie ein Hund behandeln lassen und nur wegen der Aufenthaltsbewilligung wollte ich nicht mit ihm zusammenleben.“ Anschließend fügt sie hinzu: „Ich sagte meinem Freund, dass ich erstens kein Mensch zweiter Klasse bin. Zweitens kann ich mir jederzeit selber ein Ticket kaufen und heim fliegen. Mein Papa hatte vorgesorgt, im Falle, dass ich Probleme haben würde. Er hatte mir Geld auf ein Konto überwiesen.“ Diese Selbstaussage verdeutlicht den festen Entschluss von Ana Ortiz, sich nicht unterkriegen zu lassen und allen Widrigkeiten zum Trotz selbstbestimmt bleiben zu wollen. Sie präsentiert sich als kämpferische Frau, die sich in einer Partnerschaft nicht als minderwertige Person behandeln lässt. Ihre Wut und Empörung ist deutlich wahrnehmbar. Darüber hinaus war auch die Beziehung zu den Eltern, insbesondere zur Mutter ihres Verlobten, durch kulturalisierende Konstruktionen geprägt. So berichtet sie, dass ihre Beinahe-Schwiegermutter sie als „dumm“ bezeichnete und sie „niedermachen“ wollte. Sie fühlte sich nicht nur von ihrem Verlobten herablassend behandelt, sondern auch von seiner Mutter erniedrigt und gedemütigt. Nach der Trennung und kurz vor ihrer Rückreise nach Peru lernte Ana Ortiz ihren zukünftigen Ehemann kennen. Sie verliebten sich. Ein Jahr nach der Migration in die Deutschschweiz heiratete sie im Alter von 24 Jahren einen fünf Jahre jüngeren Mann spanisch-argentinischer Herkunft, der in der Schweiz geboren und aufgewachsen war. Sie gründeten eine Familie und bekamen sechs Kinder, die heute zwischen 21 und 29 Jahre alt sind. Die Ehe hielt 22 Jahre, zum Zeitpunkt des Interviews war sie geschieden. Ana Ortiz lebt seit 31 Jahren in der deutschsprachigen Schweiz.

Die Erfahrung von Rassismus verdeutlicht die nachfolgende Erzählung, die Ana Ortiz in der Anfangszeit der Migration machte:

„Ich ging dann mit meinen Kindern spazieren und es ging wirklich nicht lange, bis ich auch auf dem Spielplatz Diskriminierung erlebte. Kaum hatte ich mich auf eine Sitzbank hingesezt und das Kind weinte, wurde ich verjagt. ‚Das ist eine private Sitzbank und Sie dürfen da nicht sitzen‘, sagten sie, obwohl ich in X-Stadt wohnte. Und da fühlte ich mich richtig diskriminiert (...). Aber nicht nur auf dem Spielplatz, sondern auch im Park, als ich mit dem Kinderwagen dasass. Da kam eine Frau und sagte mir, nicht nur verbal, sondern auch mit ihrer Körpersprache, ich solle den Abfall auflesen, der gehöre sicherlich mir. Ich verstand damals nicht so gut Deutsch, aber ihre Körpersprache verstand ich gut. Und da antwortete ich ihr auf Englisch, der sei nicht von mir, ich habe mich doch gerade eben hingesezt. Und ja, solche Sachen gingen mir richtig an die Seele (...). Ich hatte wirklich Angst raus zu gehen, weil ich niedergemacht wurde. Und dann sass ich immer alleine in der Wohnung und konnte mit niemanden reden, weil ich weg von der Familie war und niemanden in der Schweiz hatte.“

Deutlich wird hier die Erfahrung sozialer Exklusion der Biographin sichtbar. In Ana Ortiz' Beschreibung zeigt sich Alltagsrassismus in Form von herabwürdigender Behandlung der als minderwertig eingeschätzten Südamerikanerin, was sich zum Beispiel durch abfällige Bemerkungen oder in falschen Anschuldigungen manifestiert.

Ana Ortiz illustriert deutlich, dass der ungerechtfertigte Vorwurf, sie habe ihren Abfall herumliegen gelassen und sei so implizit ein schlechtes Vorbild für ihre Kinder, sie erheblich verletzte. Auf Nachfrage erklärte mir die Biographin, dass es sich um einen öffentlichen Spielplatz handelte, der vorwiegend von schweizerdeutsch sprechenden Frauen mit ihren Kindern besucht war. Mit der Äußerung „solche Sachen gingen mir richtig an die Seele“ macht die Biographin sehr deutlich, wie sich diese negativen und schmerzhaften Erfahrungen auf ihr psychisches Wohlbefinden auswirkten.

Auswirkung von Rassismuserfahrungen auf die psychische Gesundheit

Nachfolgend beschreibt Ana Ortiz ihre Gefühle während der ersten Jahren nach der Migration in der Schweiz. Sie schildert Rassismuserfahrungen, die die destabilisierende Wirkung dieser Erlebnisse besonders deutlich machen:

„Schlimm war auch, dass wenn ich einkaufen gehen wollte, ich aber nichts verstand. Wenn ich was wollte, musste ich mit dem Finger zeigen und die Leute waren nicht freundlich. Das war für mich (...). Ich ging so glücklich heim, wenn mich jemand verstanden hatte, nach dem ich mit dem Finger gezeigt hatte, was ich wollte. Aber wenn mich jemand unfreundlich bediente, war es für mich (...), an der Kasse konnte ich meine Tränen zurückhalten, aber nachher war ich auf dem ganzen Heimweg nur am Weinen. Und viel schlimmer war, wenn ich mit meinen sechs Kindern durch den Wald ging. Da musste ich mir immer wieder anhören, dass wir von ihren Steuern lebten. Sie warfen mir solche Dinge vor oder auch: ‚Schau einmal die primitive Ausländerin mit sechs Kindern.‘ Mehrmals habe ich das gehört. Weisst du, X-Stadt ist eine kleine Stadt und hier leben mehr Menschen von der Rechten als von der Linken. Ich machte sehr viele Diskriminierungserfahrungen und das war für mich wie der Tod, kann man sagen. Weil (...), manchmal dachte ich, dass ich keine Freude am Leben mehr habe (...). Ich war manchmal verzweifelt, muss ich sagen (...). Ich konnte nicht mehr (...). Irgendwann glaubst du selber, dass du nichts wert bist. Mein Mann konnte das nicht verstehen. Aber mein Herz war so voller Schmerz, dass ich nicht mehr reden konnte. Ich weinte nur noch. Und, und (...) in einer Depression sich auch noch als Analphabetin zu fühlen, das machte mich auch noch depressiver (...). Irgendwann dachte ich, ich muss Deutsch lernen. Und mein Mann sagte mir, das geht nicht, er ist sehr glücklich, wenn ich das Haus in Ordnung bringe, zu den Kindern schaue, mehr verlangt er nicht und mehr möchte er nicht. Die Sprache und der Druck und alle Dinge kamen zusammen, ich fühlte mich hier wie eine Analphabetin, aber ich bin von Beruf Lehrerin (...). Ich konnte einfach nicht selbstständig sein ohne Deutsch. Ich sagte mir dann, ich habe doch in Peru eine Ausbildung gemacht, ich habe da ein Studium als Lehrerin geschafft und ja, ich wollte wissen wie ich die Sprache lernen kann.“

Hier beschreibt Ana Ortiz' eindrücklich, wie sich die ständige Abwertung ihrer Person auf ihr psychisches Wohlbefinden auswirkt. Rassismus ist im Alltag der befragten Migrantin allgegenwärtig. Sie leidet unter den kumulierten rassistischen Diskriminierungen. Im Zentrum dieser Diskriminierungserfahrung steht für die Biographin die erfahrene Geringschätzung, wenn sie als „Sozialschmarotzerin“ beleidigt und als „rückwärtsgewandte Ausländerin“ mit hoher Kinderzahl herablassend behandelt wird. Das zeigt klar den gesamtgesellschaftlichen Charakter der rassistischen Erfahrung. Diese Beschimpfungen enthalten die Botschaft, Ana Ortiz sei als Südamerikanerin

minderwertig und in der Schweiz unerwünscht. Psychische Reaktionen auf rassistische Diskriminierung werden besonders evident, wie auch die Fallrekonstruktion von Amalia Torres deutlich machte, wenn Migrantinnen im Beisein ihrer Kinder und im öffentlichen Raum rassistisch beschimpft werden. Die erlebte Hilflosigkeit und Beschämung in dieser Situation, begleitet von Schuld- und Schamgefühlen gegenüber den eigenen Kindern, sie nicht vor verbalen oder sogar physischen Angriffen schützen zu können, ist von grosser Bedeutung. Es wäre möglich, dass dieser Erfahrung ein Gefühl des Versagens als Mutter und Selbstachtungsverlust immanent ist.

Die gesamte Wortwahl, mit der Ana Ortiz ihre starken Gefühle im Kontext der damaligen Erfahrungen („keine Freude am Leben“ „verzweifelt“) beschreibt, verdeutlicht, dass sie sich in einer Krisensituation befand. Die soziale Erfahrung von Diskriminierungen und rassistischen Beleidigungen erschütterten Ana Ortiz so seelisch, dass sie ihre Lebensfreude und Zukunftshoffnungen beeinträchtigten und eine Krise auslösten. Diese ging mit einer Verlaufskurve des Erleidens, um mit Schütze (1995) zu sprechen, einher. Ihre gesamte Lebenssituation war geprägt von wiederkehrenden Demütigungen. Rassistische und ablehnende Ereignisse haben sie offenbar emotional überfordert. In ihrer Verzweiflung fühlten sich die Erlebnisse gesellschaftlicher Verachtung „wie der Tod“ an. In ihrer Ausdrucksweise zeigt sich, dass Rassismus ganz besonders schmerzhaft – nahezu wie eine soziale Tötung – erlebt werden kann. Ein belastendes Ereignis mit dem Tod zu vergleichen, macht ihr Gefühl von Ohnmacht und Ausgeliefertsein sehr deutlich. Hinter ihrem Gefühl der Abwertung, Nicht-Zugehörigkeit und des sich Nicht-angenommen-Fühlens steckt – so sehe ich es – ein enormer Schmerz, der auf der Erfahrung, gesellschaftlich abgelehnt zu werden, basiert. Die ständigen Demütigungen sind für sie schwer auszuhalten. Anschliessend beschreibt Ana Ortiz, dass eine seelische Grenze überschritten wurde und ihr Herz „voller Schmerz“ war. Die Folgen von Rassismuserfahrungen sind für die betroffene Migrantin psychische Verletzungen. In dieser Zeit erlebte sie sich hilflos. Ihre Worte „ich konnte nicht mehr“ machen ihre eigene Unfähigkeit deutlich, sich zu diesem Zeitpunkt den Diskriminierungen zu widersetzen. Darin zeigt sich auch, welchen emotionalen und andauernden Kraftaufwand die Migrantin im Alltag leisten muss, um rassistische Angriffe und Herabsetzungen abzuwehren. Ana Ortiz' Abwehrmechanismen gegenüber rassistischen Vorfällen im täglichen Leben verbrauchen wahrscheinlich so viel Energie, dass es ihr schwerfällt, in diesem Moment ihren Schmerz zu externalisieren. Als sie über ihre Gefühle im Kontext von Rassismus spricht, versagt ihr kurz die Stimme. Sie macht mehrere Sprechpausen. Rassismuserfahrungen rufen bei der peruanischen Migrantin also eine Art „Sprachlos-Sein“ hervor, was möglicherweise durch Ohnmachtsgefühle evoziert wird. Sie findet keine adäquaten Worte, um erlebte Rassismuserfahrungen zu benennen. Es scheint, dass sie in einem mehrdeutigen Sinn sprachlos wird: im Hinblick auf ihre Fassungslosigkeit gegenüber der erfahrenen Ungerechtigkeit und zugleich hinsichtlich des Unverständnisses ihres Ehemannes für ihre Erlebnisse. Das fehlende Verständnis durch ihren Mann bedeutet eine weitere Ablehnungserfahrung, die sich neben der gesellschaftlichen Ebene nun auch auf der persönlichen Ebene manifestiert. Die Biographin erlebt insofern eine doppelte „Nicht-erkennung“ ihres seelischen Schmerzens im Kontext von Rassismus. Die Aussage „ich weinte nur noch“ veranschaulicht, wie massiv dieses Erlebnis sie belastet hat und bei ihr heftige Gefühle hervorrief. Das Weinen diente als Katalysator im Umgang mit ihren Emotionen in diesem Moment. Es wird deutlich, dass Rassismus kränkt, ver-

letzt und demütigt. In dieser Lebensphase ist Ana Ortiz' Reaktion auf Rassismuserfahrungen Ohnmacht und Resignation. Diese Gefühle kontrastieren ihre Wut und Empörung, die sie zu Beginn der Migration im Kontext des herablassenden Verhaltens ihres ehemaligen Verlobten empfand.

Aus dem Datenmaterial lässt sich insgesamt schliessen, dass wiederkehrende Erfahrungen von Alltagsrassismus zur psychischen Belastung bei den lateinamerikanischen Frauen führen. Die biographischen Erzählungen zeigen, wie mächtig rassistische Worte sind. Rassistische Worte sind gewaltvoll. Rassistische Worte tun weh. In Situationen, die von Ängsten und Unsicherheiten geprägt sind, wiegen rassistische Anfeindungen und Diskriminierung besonders schwer. Die Übergriffe aus Familie, Freundeskreis und Gesellschaft hinterlassen starke Spuren. Öffentliche Stigmatisierung kann in Selbststigmatisierung umschlagen. MigrantInnen machen sich häufig Vorurteile, die in der Gesellschaft über „AusländerInnen“ vorherrschen, zu eigen. Mit „Irgendwann glaubst du selber, dass du nichts wert bist“, formuliert Ana Ortiz eindrücklich das Verinnerlichen negativer Zuschreibungen. Resümierend lässt sich festhalten, dass rassistische Worte als eine Form seelischer Gewalt erlebt werden können. Im Fall von Ana Ortiz wird deutlich, dass Rassismus und die damit einhergehenden Abwertungserfahrungen wirkmächtig Einfluss auf ihr Selbstbild und Selbstwertgefühl nehmen, was sie mit dem mehrmaligen Hinweis, sich als Analphabetin zu fühlen, ausdrückt.

Schauen wir uns dieses Gefühl, eine Analphabetin zu sein, näher an. Bei der Analyse fällt auf, dass Ana Ortiz in der Anfangszeit der Migration mit ähnlichen Erfahrungen hinsichtlich des Themas sprachliche Verständigung konfrontiert ist, wie wir sie auch bereits den beiden extensiven Fallrekonstruktionen gesehen haben. Die Biographin erwähnt, ebenfalls wie Amalia Torres, aufgrund anfänglicher mangelnder Sprachkenntnisse sowie wegen ihres Phänotyps mit Ausgrenzung und Erniedrigung konfrontiert gewesen zu sein. Fast durchgängig thematisieren die interviewten Frauen die Erfahrung, dass ihnen, aufgrund der nicht fehler- und akzentfreien Beherrschung der deutschen Sprache, implizit die Botschaft vermittelt wird, von einer vermeintlich geringeren Intelligenz betroffen zu sein, was Einfluss auf ihr Selbstvertrauen und -verständnis nimmt. Ana Ortiz' Formulierung, sich in der Schweiz wie eine Analphabetin zu fühlen, obwohl sie Lehrerin ist, verdeutlicht ihr Gefühl von Ohnmacht, sich in der Mehrheitsgesellschaft nicht verständigen zu können.

Mit ihrem Aufbegehren widersetzt sich daraufhin die Biographin nicht nur ihren Ohnmachtsgefühlen, sondern setzt sich auch gegen die defizitäre Vorstellung, die dem Status Ausländerin anhaftet, zur Wehr. Die Sprachkenntnisse werden also dazu benutzt, um einer Migrantin das Gefühl der Zugehörigkeit zu vermitteln oder eben nicht. Ausgrenzung aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse trifft einen Menschen. Eine Ausnahme bildet Isabela Vega, 33 Jahre alt, Rechtsanwältin, spezialisiert auf Handels- und Steuerrecht, aus Bogota, Kolumbien. Sie thematisiert keine Ausschluss Erfahrungen im Kontext von Sprachkompetenz. Sie verfügte bereits über sehr gute Deutschkenntnisse als sie in die Schweiz migrierte, da sie in Kolumbien ein deutsches Privatgymnasium besuchte hatte.

Ein weiteres Ergebnis der vorliegenden Arbeit ist, dass der jeweilige Ehemann eine bedeutende Rolle bei der Aneignung von Deutschkenntnissen spielt. Vergleichbar mit Amalia Torres' Erfahrungen sowie einiger anderer interviewten Frauen, ist Ana Ortiz' Ehemann ebenfalls nicht damit einverstanden, dass sie einen Deutschkurs besucht.

Dies wird damit begründet, die Sprachkurse seien zu teuer, man verfüge nicht über die finanziellen Ressourcen oder wolle diese dafür nicht ausgeben. Eine weitere Argumentation einiger Ehemänner ist, die zugezogenen Frauen könnten sich Deutschkenntnisse auch ohne den Besuch eines Deutschkurses aneignen. Insgesamt sind fünf Migrantinnen von der Zahlungsverweigerung ihrer Ehemänner für einen Sprachkurs betroffen. Zu dem damaligen Zeitpunkt waren die neu zugezogenen Frauen nicht erwerbstätig und daher ökonomisch auf ihren Ehemann angewiesen. Eine mögliche Interpretation wäre, dass die Ehemänner bestrebt sind, eine Ungleichheit absichtlich aufrechtzuerhalten, um sie für sich zu nutzen. Die Männer können sich ihren Frauen überlegen fühlen und Macht ausüben. Ana Ortiz entwickelt ebenfalls, wie bereits im exemplarischen Fallbeispiel von Amalia Torres dargelegt, eine eigene Strategie, wie sie die deutsche Sprache lernen kann, um dadurch dem vorübergehenden Verlust von Kommunikations- und Handlungskompetenz entgegenzuwirken.

Ana Ortiz' Strategien im Umgang mit Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen

Die permanenten Demütigungen im Kontext ihrer peruanischen Herkunft sowie im Zusammenhang mit rassistischen Erfahrungen, die auch andere MigrantInnen machten, lösten bei Ana Ortiz einen intensiven selbstreflexiven Prozess aus, an dessen Ende die Erkenntnis stand, sich eine neue Strategie im Umgang mit Rassismus und Diskriminierung aneignen zu müssen. In einer nach Erklärungen suchenden Haltung für die erlebten Abwertungserfahrungen identifizierte die Biographin die Sprache als zentralen Faktor. Es scheint, als beginne die Biographin in dieser Lebensphase ihre migrationsbiographischen Erfahrungen aufzuarbeiten. Die folgende Textpassage zeigt Ana Ortiz' Reaktion auf rassistische Abwertung:

„Ich konnte einigermaßen Hochdeutsch, also ich verstand es und ich erlebte trotzdem viel Diskriminierung, auch im Zug, im Bus, weil Leute einfach zu Ausländern sagten: ‚Lerne zuerst Deutsch, bevor du redest.‘ Das hat mich sehr geprägt. Das sagten sie nicht nur zu mir, aber solche Erlebnisse, ob auf dem Spielplatz oder in der Tram, solche Erlebnisse von der Schweizer Bevölkerung gegenüber den Migranten, das hat mich schon geprägt. Aber wenn ich zu meinem Schweizer Papa gehen konnte, war das für mich wie ein Ausgleich. Ich konnte mit ihm über alles reden. Er hat mir zugehört, mich aufgebaut und danach ging ich glücklich nach Hause. Weil (...), die Liebe und Geborgenheit, die ich damals spürte, gab mir Halt und ich fühlte mich geschützt. Und ja, alle diese Erlebnisse, die ich immer wieder machte, führten dazu, dass ich mir sagte, dass ich nie aufgeben werde bis ich richtig Schweizerdeutsch sprechen kann. Und dann traf ich die Entscheidung, dass ich oft mit meinen Kindern auf den Spielplatz gehe, nur um den Leuten zuzuhören. Ich spitzte meine Ohren und versuchte zu verstehen, was sie sagten. Ja, und so brachte ich mir selber Schweizerdeutsch bei.“

Die vielfachen Erfahrungen von verbalem Rassismus in alltäglichen Handlungen, einschneidende leidvolle Erlebnisse, die sie nach eigener Aussage „sehr geprägt“ haben, sind auch in der Gegenwart noch bedeutsam. Ana Ortiz relativiert diese negativen Erlebnisse, indem sie anfügt, nicht die Einzige zu sein, die von abschätzendem Verhalten betroffen ist. Die Relativierung ist als Intention zu betrachten, nicht als zu „bemitleidendes Opfer“ angesehen zu werden. Durch diese Anmerkung gelingt es ihr, eine

distanzierte Haltung zum Erlebten einzunehmen, was als Schutz vor der Erinnerung an den psychischen Schmerz fungiert. Es fällt auf, dass sie sich in ihrer Darstellung von einer passiv-erleidenden hin zu einer aktiv-handelnden Frau, die kein „Opfer der Ungerechtigkeit“ sein will, präsentiert. Ana Ortiz postuliert an einer anderen Stelle im Interview: „Wenn der Mensch in eine Opferrolle fällt, dann kannst du dich nicht weiterentwickeln. Du musst aus der Opferrolle rauskommen.“ Eine Aussage, die meine Interpretation bekräftigt. Die Biographin zeigt sich als Frau, die sich nicht alles gefallen bzw. sich zum Schweigen bringen lässt, sondern Widerstand leistet. Eine Reaktion, die bei mehreren befragten lateinamerikanischen Migrantinnen zu beobachten ist sowie auch in beiden biographischen Rekonstruktionen.

Ana Ortiz findet nach einem längeren Zeitraum des ohnmächtigen Erleidens einen eigenen Weg, um auf soziale Ungerechtigkeit zu reagieren. Die persönlich erlebten rassistisch motivierten Beschimpfungen und verbalen Übergriffe führen bei ihr in dieser Phase nicht mehr zu einem sozialen Rückzug bzw. sie verfällt nicht in Passivität, sondern sie ermutigt die Biographin, ihre ganze Kraft auf das Lernen der lokalen Sprache zu fokussieren. Sie sieht in der sprachlichen Verständigung die einzige Möglichkeit, um sich wieder handlungsmächtig und selbstbestimmt zu fühlen. Ihr autodidaktischer Spracherwerb ist das, was Ana Ortiz ihrer Wahrnehmung, in der Schweiz nicht willkommen zu sein und sich abgewertet zu fühlen, entgegenzuhalten hat. Darin wird ihre starke Durchsetzungskraft und Ausdauer deutlich. Ihre Strategie im Umgang mit Rassismuserfahrungen ist es, sich eingehend mit dem Schweizerdeutsch zu beschäftigen und diesen Dialekt zu sprechen, um sich gegen Angriffe wehren zu können. Durch Leistung und erfolgreichen Spracherwerb möchte sie nicht nur als dazugehörend wahrgenommen werden und sich Respekt verschaffen, sondern sieht sich auch in der Lage, auf rassistische Kommentare adäquat reagieren zu können. Die Erfahrung von Handlungsfähigkeit in einer zuvor als ohnmächtig erlebten Situation hat möglicherweise eine stabilisierende Wirkung. Das Erlernen von Schweizerdeutsch, so lässt sich resümieren, ist für Ana Ortiz die wichtigste Quelle, um im Kontext von Rassismus ein Gefühl der Wirkmächtigkeit zu erleben.

Ana Ortiz spricht in der Mitte der Textpassage von einem „Schweizer Papa“, den sie sehr früh im fast vierstündigen Interview erstmalig erwähnte. Als sich die Biographin in der Anfangszeit nach ihrer Einreise in der Schweiz zurückgewiesen, einsam und verloren fühlte, lernte sie in der Mitte der 80er Jahren einen Mann kennen, den sie liebevoll „Schweizer Papa“ nennt. Er nahm sie wie eine Tochter in seine Familie auf und unterstützte sie. Die unverhoffte Grosszügigkeit und soziale Unterstützung durch den „Schweizer Papa“ ermöglichte es Ana Ortiz, emotionale Sicherheit in der Migration zu erleben, was sich in ihrer Erzählung als eine besonders relevante biographische Erfahrung rekonstruieren lässt. Deutlich wird, wie stark der psychisch stabilisierende Effekt menschlicher Unterstützung, Akzeptanz und Wohlwollen im Kontext rassistischer Diskriminierung und Ablehnung ist, was Ana Ortiz mit den Worten „Ausgleich“ und „Halt“ ausdrückt.

Rassismus- und Diskriminierungsvorfälle offen zur Sprache zu bringen sowie die Anerkennung erfahrenen Unrechts durch ihren „Schweizer Papa“, stärken offenbar die Biographin. Die erfahrene Zuwendung und Empathie verhelfen ihr, Zugang zu ihren Gefühlen zu finden. Sie lernt dabei ihre Minderwertigkeits- und Schamgefühle im Zusammenhang mit ihren Deutschkenntnissen allmählich abzulegen. Die liebe- und respektvolle Haltung des „Papas“ ermöglichte es ihr, die bisherige „innere

Sprachlosigkeit“ – im Sinne eines Überwältigtseins – zu überwinden. Sie erlebte sich so wieder handlungsfähig. Diese Erfahrung eröffnet ihr die Möglichkeit, ihre Absicht in die Tat umzusetzen und Schweizerdeutsch zu lernen. Für Fremdsprachige ist das besonders schwer. Der Spracherwerb – so scheint es mir – löst das Gefühl der Sprachlosigkeit ab. Das Erlernen der lokalen Sprache fungiert also als Handlungsstrategie und als Widerstand, um sich gegen die erlebte Ungleichbehandlung zur Wehr setzen zu können.

Zusammenfassend lässt sich hier klar die Relevanz der Erfahrung einer biographischen Unsicherheit im Kontext der Migration konstatieren, die mit rassistischen Vorfällen in der Schweiz gekoppelt ist. Rassistische Erfahrungen bearbeitet Ana Ortiz biographisch durch das Lernen des Schweizerdeutschen. Dadurch distanziert sie sich selbst von der Opferrolle, um ihre Position als Handelnde wiederzuerlangen. Gleichzeitig werden ihr Wunsch nach Annahme sowie ihre Sehnsucht, als gleichwertiger Mensch angesehen zu werden, deutlich erkennbar. Die biographischen Schilderungen zeigen allerdings, dass die sprachliche Kompetenz nicht davor schützt, Zielscheibe rassistischer Angriffe zu werden. Durch die soziale und emotionale Unterstützung ihres „Schweizer Papas“ gelang es ihr, ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit zu entwickeln. Für Ana Ortiz war die von Wohlwollen getragene Beziehung eine biographisch bedeutsame Erfahrung. Die Migrantin aus Südamerika fühlte sich zum ersten Mal in der Schweiz angenommen und verstanden; eine Erfahrung, die emotional wohltuend war und mit einem Gewinn von Zugehörigkeitsgefühlen einherging.

8.5 Rassismus und rassistische Diskriminierung am Arbeitsplatz

Catalina Morales ist eine 50-jährige Mexikanerin, verheiratet mit einem Schweizer, hat keine Kinder und lebt seit 12 Jahren in der Deutschschweiz. Nach ihrer Ausbildung zur Kindergärtnerin absolvierte sie das Studium der Schulheilpädagogik an einer staatlichen Universität in Mexiko-Stadt, gefolgt von der Ausbildung zur Familienberaterin. Ihre drei Hochschulabschlüsse dauerten insgesamt 10 Jahre. In der mexikanischen Hauptstadt war sie sowohl als Direktorin einer Primarschule mit 300 SchülerInnen tätig, wie auch zusätzlich als Familienberaterin in ihrer eigenen Praxis. Auf der beruflichen Ebene war sie in Mexiko nach Selbstaussage sehr erfüllt. Sie liebte ihre Arbeit. Auffallend bei Catalina Morales' dreistündigem Interview ist, dass sie ihre Lebensgeschichte nicht dem chronologischen Lebenslauf folgend beginnt und Angaben zu ihrer Geburt macht, sondern die Erzählung mit dem Einreisedatum ihrer Migration in die Schweiz, als sie 38 Jahre alt war, anfähgt. Sie hatte ihren Ehemann in Mexiko-Stadt bei gemeinsamen Freunden kennengelernt, er verbrachte damals seine Ferien in ihrem Herkunftsland. Es entsteht der Eindruck, dass sie mit der Benennung des exakten Migrationszeitpunkts als erste Information über ihre Lebensgeschichte betonen will, welche Bedeutung dieser Moment als biographischer Wendepunkt in ihrem Leben einnimmt. Sie unterstreicht in ihrer Erzählung, keinerlei Migrationswünsche gehegt zu haben, bevor sie ihren zukünftigen Ehemann traf und sich im Jahr 2000 dazu entschied, ihm in die Schweiz zu folgen. Ihr Mann war geschieden und hatte zwei Kinder aus erster Ehe. Durch die Liebeshe mit ihrem Mann, der zum Zeitpunkt der Eheschliessung Sozialhilfeempfänger

ist und gegenüber seinen Kindern finanzielle Verpflichtungen hat, erfährt Catalina Morales einen sozialen Abstieg.

In Catalina Morales – wie auch in Leonor Castros – Lebensgeschichte wird deutlich, dass die Entstehung einer Depression in der migrationsspezifischen Erfahrung mit Mobbing, rassistischer Diskriminierung, Herabsetzung und Ausschlusspraktiken im Berufsleben eingebettet ist. Die Biographin erzählt, nach der Einreise in die Schweiz sofort mit dem Besuch von Deutschkursen begonnen zu haben. Als ihre Sprachkenntnisse ausreichend waren, startete sie eine intensive Arbeitssuche im qualifizierten Arbeitsmarkt, um eine angemessene und befriedigende berufliche Position in der Deutschschweiz zu erlangen. Obwohl sie nicht auf ein soziales Netzwerk zurückgreifen konnte und insofern ohne soziales Kapital in der Schweiz lebte, gelang es der Biographin dank ihrem inkorporierten kulturellen Kapital, ihre eigenen Ressourcen zu mobilisieren.

Um Zugang in die Arbeitswelt zu finden, war sie bereit, ein einjähriges Praktikum als Heilpädagogin an einer Mittelschule zu absolvieren, obwohl sie über jahrzehntelange Berufserfahrung in Mexiko verfügte. Nach Beendigung des Praktikums wurde sie als „Springerin“ in einer befristeten Teilzeitstelle als schulische Heilpädagogin angestellt. In dieser Position sollte sie bleiben, bis sie ein anerkanntes Deutschzertifikat auf dem Kompetenzniveau C1 erworben hatte. Selbst nach erfolgreichem Abschluss der Deutschprüfung auf der Stufe C1, dem Vorlegen des Zertifikats und damit dem geforderten Nachweis der Sprachkompetenz, blieb sie jedoch weiterhin auffallend lange Springerin. Als die Biographin ihre Vorgesetzte darauf ansprach, war die Antwort: „Sie sagte zu mir: ‚Wenn du nicht das Deutschdiplom C2 bringst, dann bekommst du keine unbefristete Stelle.‘ Ich war total überfordert mit der Situation und kam in einen wahnsinnigen Stress.“ Die Sprachfähigkeiten lassen sich hier klar als Macht- und Diskriminierungsinstrument am Arbeitsplatz deuten, da die erforderlichen Bedingungen längst erfüllt waren.

Aus Catalina Morales' Erzählung geht hervor, bei der Arbeit keinerlei Wertschätzung und Anerkennung erlebt zu haben, sondern vielmehr mit Geringschätzung behandelt worden zu sein. Sie war zudem mehrere Jahre als Springerin in einer Funktion, so beklagt die Migrantin, in der ihr eine geringe berufliche Kompetenz zugesprochen wurde. Sie berichtet auch, dass ihre Überstunden nicht ausbezahlt wurden. Die Biographin meint hierzu: „Ich war einfach froh, dass ich eine Arbeit hatte, und das haben sie gemerkt und nutzten das aus.“ Darüber hinaus erzählt sie, dass sie sich am Arbeitsplatz durch ihre Vorgesetzte rassistisch diskriminiert fühlte. Die erlebte Diskriminierung äusserte sich in Formen von Ungleichheiten am Arbeitsplatz, wie etwa in der Arbeitszuteilung. Ihr wurde nach eigener Aussage eine schlechtere Arbeit zugewiesen als ihren Kolleginnen. In Gesprächen mit ihren Arbeitskolleginnen erfuhr sie zudem, nicht nur von schlechteren Arbeitskonditionen, sondern auch von ungleichem Lohn betroffen gewesen zu sein, verglichen mit Position, Ausbildung und Können von Kolleginnen auf gleicher Stufe. Es folgen Eigentheorien über mögliche Ursachen, die die Diskriminierung begründen könnten:

„Die Probleme begannen, als ich die Anerkennung meiner drei Berufe erhielt. Ich hatte von der EDK¹⁰ die Anerkennung meines Studiums bekommen. Alle meine Diplome

10 EDK ist die Abkürzung von „Die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren“.

sind von der EDK anerkannt. Aber meine Chefin, so nehme ich an, tat sich schwer damit, dass eine Frau aus einem Entwicklungsland¹¹ mit einer höheren Ausbildung als sie, jetzt in dieser Schule arbeiten will. Sie stufte mich deshalb auf eine tiefere Lohnklasse ein.“

Das Zitat macht deutlich, dass die Biographin das Handeln ihrer Vorgesetzten als rassistisch diskriminierend einstuft. Die Diskriminierung, die sie nüchtern schildert, führt sie auf Neid zurück, da sie als Mexikanerin über eine höhere Qualifikation als ihre Vorgesetzte verfügte. Es scheint, dass die Vorgesetzte Catalina Morales als Konkurrentin betrachtete, die ihren eigenen Status bedroht. Über ihre Gefühle spricht die Biographin in dieser Situation nicht. Catalina Morales holte sich daraufhin zunächst Rat bei der Schulsynode, die ihr beim Lohn Unstimmigkeiten attestierte. Anschliessend wandte sie sich an einen Anwalt, der ihr bestätigte, dass sie als Lehrperson für schulische Heilpädagogik auf der Sekundarstufe in eine zu niedrige Lohnklasse eingestuft wurde. Die Lohndifferenz beim Grundgehalt betrug fünf Lohnklassen, die ihr über einen längeren Zeitraum zu Unrecht nicht ausbezahlt wurde. Obwohl sie Angst vor dem Verlust ihres Arbeitsplatzes hatte, klagte sie gegen das Volksschulamt wegen Lohndiskriminierung. Nachdem sich die Biographin vor Gericht juristisch zur Wehr gesetzt hatte, musste das Amt für Volksschule ihr die Lohndifferenz der letzten zwei Jahre nachzahlen.

Die Biographin führt in ihrer Erzählung weiter aus, dass sie nach fünf Jahren festangestellt wurde. Mit dieser Entscheidung waren nicht alle aus ihrem Arbeitsteam einverstanden. Nachdem sich die Biographin gegenüber der Lohndiskriminierung zur Wehr gesetzt hatte, verschärften sich die Spannungen zwischen ihr und ihrer unmittelbaren Vorgesetzten. Die allgemein-ablehnend empfundene Grundhaltung gegenüber Catalina Morales wird in der folgenden Aussage deutlich, die ihre Vorgesetzte indirekt an sie richtete: „Das ist doch lustig. Diejenige, die Schweizerin ist, hat keine Arbeit, aber diejenige Person, die aus dem Ausland kommt, hat eine Arbeit. Das ist ein Paradox. Aber nun ja, so ist das Leben.“ Auf den ersten Blick mag die Formulierung wie ein „blöder Spruch“ wirken, bei näherem Hinschauen allerdings lässt sie sich als eine indirekt formulierte rassistische Äusserung lesen. Der spöttische Unterton der Vorgesetzten überdeckt nicht die negative Einstellung gegenüber Zugewanderten im Allgemeinen und spezifisch die verächtliche und entwertende Haltung gegenüber Catalina Morales' Anstellung als Mexikanerin. Die offene Degradierung enthält zum einen die Botschaft, als „Ausländerin“ unerwünscht zu sein und zum anderen den latenten Vorwurf, der lokalen Bevölkerung eine Arbeitsstelle „weggenommen“ zu haben. Wie Catalina Morales das auffasst, ist aus dem Interview nicht zu entnehmen. Das fällt auf. Obwohl ihr Entsetzen über die Bemerkung ihrer Chefin deutlich spürbar ist, geht sie nicht auf ihre Gefühle ein. Vermutlich ist für Catalina Morales die rassistische Äusserung so evident, dass sie es nicht für notwendig hält, darauf hinzuweisen, sich verletzt und öffentlich diskreditiert gefühlt zu haben.

Mobbing am Arbeitsplatz und Auswirkungen auf die psychische Gesundheit

Statt nach der Festanstellung auf die erhoffte Akzeptanz und Achtung im Team zu stossen, war Catalina Morales weiterhin von direkter Diskriminierung am Arbeitsplatz betroffen durch Mobbing, Erniedrigungen und rassistische Anfeindungen. Aus

11 Die Biographin macht beim Begriff Entwicklungsland eine Handbewegung, um mit den Fingern Anführungszeichen anzuzeigen.

der biographischen Erzählung wird deutlich, dass Catalina Morales' Strategie im Umgang mit rassistisch motiviertem Mobbing war, sich für ihre eigenen Rechte einzusetzen. Sie bewahrte als Opfer von Rassismus und Mobbing im beruflichen Umfeld nicht mehr Stillschweigen, sondern suchte aktiv Hilfe bei einer Mobbing-Beratungsstelle und führt aus: „Der Berater sagte, das ist ganz klar eine Diskriminierung. Das ist eine Schikane und, und (...) damals war ich überfordert vom Stress.“ Ausserdem wandte sie sich an eine Ombudsstelle, wo sie sich einem Ombudsmann und einer Anwältin anvertraute, die zwischen der Bevölkerung und der Verwaltung des Kantons, in dem sie arbeitete, vermittelten. Diese räumten ihr allerdings kaum Chancen ein, gegen den am Arbeitsplatz erlittenen Rassismus durch ihre Vorgesetzte vorzugehen: „Sie haben mich angehört und meinten, ich könne wenig gegen die Chefin machen, sie ist geschützt.“ Die Biographin präsentiert sich nicht als Opfer ihrer leidvollen Mobbing-Erfahrungen mit rassistischer Konnotation, sondern zeigt sich als aktiv Handelnde. Im Aufsuchen von Beratungsstellen sowie im Beratungsgespräch mit dem Ombudsmann sieht sie eine Handlungsmöglichkeit – die einzige womöglich – sich einer als grosse Ungerechtigkeit erlebten Situation am Arbeitsplatz zu widersetzen. Deutlich wird, dass Catalina Morales den mit dem Mobbing zusammenhängenden Stress als eine emotionale Überforderung empfindet. Sie beschreibt eine Situation, die viel Leid erzeugt. Die biographisch bedeutsame Erfahrung von Mobbing am Arbeitsplatz ist vergleichbar mit Leonor Castros Mobbing-Erlebnissen im Arbeitsumfeld. Beide Erzählungen über Rassismuserfahrungen am Arbeitsplatz machen deutlich, welchen Stellenwert diese einschneidenden Erlebnisse in ihren Biographien einnehmen. In beiden Biographien wird Mobbing als Resultat ihres beruflichen Erfolgs beschrieben. Die Folgen von rassistisch motiviertem Mobbing waren für die betroffenen Migrantinnen seelische Verletzungen.

Biographische Eigentheorie der Erkrankung an einer Depression

Die Wirkung von rassistischen Vorfällen im Arbeitsleben, die von Mobbing begleitet werden, verdeutlicht folgende Passage:

„Diese Chefin hat nicht nur mich angegriffen, sondern es gibt viele andere Ausländerinnen, die von ihr angegriffen wurden. Und ich glaube, sie ist krank und sie braucht Hilfe, weil sonst macht sie andere Leute krank, so wie sie mich krank gemacht hat (...). Ich fühlte mich frustriert, weil ich mich nicht verteidigen konnte, weil sie meine Chefin war. Wirklich (...) wie viele Opfer gibt es durch diese Frau? Das war ein kultureller Schock, dass so eine Frau Chefin sein konnte. Das ist keine Chefin. Ich war auch Chefin von 25 Lehrerinnen in Mexiko-Stadt gewesen, aber ich habe sie motiviert, Anerkennung gegeben und alle Leute unterstützt. Ich hatte auch schwierige Leute unter meiner Leitung und ich habe ihnen trotzdem zugehört und geschaut, welche Hilfe sie brauchten. Auch wenn jetzt die Schulleitung mehr entscheidet, ist diese Chefin wirklich ein Albtraum für mich (...). Die ganze Entwicklung, die Bemühungen, die Integration in der Schweiz und dann hörst du ständig: ‚Hier gibt es keinen Platz für Ausländer.‘ Das kannte ich nicht aus Mexiko. Bei uns gibt es auch Diskriminierung, aber hier ist es anders. Hier gibt es farblichen Rassismus und beruflichen Rassismus. Alles, was ich hier mit Rassismus erlebt habe, ist für mich einfach gefühllos. Die Leute handeln ohne Rücksicht. Wirklich, ich weiss jetzt, was es heisst, eine Ausländerin zu sein (...). Ich kenne nun dieses Gefühl. Und ich kann jetzt mein Gefühl, als Ausländerin in der Schweiz

zu leben, äussern. Ich habe viele Bücher gelesen und ich habe auch viel über die Geschichte von Europa gelesen. Jetzt verstehe ich die Geschichte des zweiten Weltkriegs besser. Diese Leute, die rassistische Sachen sagen, haben einfach kein Gefühl. Egal ob du blutest oder dadurch krank wirst, sie haben kein Gefühl (...). Aber ich habe auch tolle Erfahrungen gemacht. Ich kann sagen, dass ich zehn gute Freunde habe, alles Schweizer. Und ich kann auch feststellen, es sind Leute, die schon einige Erfahrungen im Ausland gemacht haben. Sie wissen, wie das Leben in Indien oder in Alaska oder in Australien ist oder sie waren schon einige Monate oder ein Jahr in Mexiko. Sie haben eine Vorstellung wie das Leben, wie die Leute sind und dass es tolle Sachen überall gibt. Und dann schätzen sie eine Person aus dem Ausland und sie unterstützen dich, sagen dir, dass du nicht kündigen sollst, nicht aufgeben sollst und laden dich ein und wir reden über unser Leben.“

Deutlich ist hier die emotionale Bedeutung von Rassismus in Catalina Morales' Biographie. In dieser sehr dichten Passage versucht sie zunächst, die benachteiligende Behandlung am Arbeitsplatz zu verharmlosen, indem sie darauf verweist, dass ihre Vorgesetzte nicht nur sie persönlich, sondern alle Mitarbeitenden mit Migrationshintergrund attackiert. Die Rassismuserfahrungen und sozialen Abwertungen gehen jedoch nicht spurlos an ihr vorüber, sondern tangieren ihr psychisches Wohlbefinden. Hier wird die hervorgerufene Hilflosigkeit im Kontext von Diskriminierung deutlich. Der dominante Eindruck der Aussage „Diese Leute, die rassistische Sachen sagen, haben einfach kein Gefühl. Egal ob du blutest oder dadurch krank wirst, sie haben kein Gefühl“ ist, dass rassistische Kommentare und Handlungen aus der jeweils subjektiven Wahrnehmung krank machende Effekte aufweisen. Die Erfahrungen im Kontext von Rassismus beschreibt Catalina Morales so: „Alles, was ich hier mit Rassismus erlebt habe, ist für mich einfach gefühllos“. In diesem „gefühllos“ kommt zweierlei zum Ausdruck: Am meisten trifft sie mangelndes Einfühlungsvermögen gegenüber MigrantInnen durch Angehörige der Mehrheitsgesellschaft, was mehrere interviewte Migrantinnen ebenfalls formulierten. Insbesondere im Umgang mit den Behörden wurde dies deutlich. Gleichzeitig bringt sie damit ihren Zweifel zum Ausdruck, ob sich Mitglieder der Aufnahmegesellschaft jemals vorstellen können, was es bedeutet, als eine „Ausländerin“ in der Schweiz zu leben. Daraus ist zu schliessen, dass sie Diskriminierung und Rassismus schon lange erlitten hat. Ihre Worte dokumentieren ihr mehrjähriges soziales Leiden. Sie weiss als Mexikanerin, „was es heisst, eine Ausländerin zu sein“, und zeigt damit auf, wie viel Kraft sie braucht, um mit rassistischen Anfeindungen am Arbeitsplatz fertig zu werden. Ein Energieverbrauch, der sich im Laufe der Zeit bemerkbar macht.

Auffallend ist, dass Catalina Morales eine der wenigen Frauen ist, die den Begriff Rassismus verwendet, um Abwertungserfahrungen aufgrund ihrer Herkunft eindeutig zu benennen. Viele der befragten Frauen nehmen zwar auf der Gefühlsebene wahr, von Ungerechtigkeit betroffen zu sein, und thematisieren diese Erfahrungen auch. Allerdings sprechen sie in diesem Kontext eher von wahrgenommener Diskriminierung. Hier kann festgehalten werden, dass beide Begriffe entweder von den Migrantinnen als Synonyme gebraucht werden oder sie beschreiben erlebte Situationen von Entwertung und Ausgrenzung, indem sie ganz auf diese Begriffe verzichten, so als würde es ihnen schwerfallen, Erlebnisse als Rassismus zu bezeichnen. Eine Interpretation wäre, dass sie nicht von Rassismus sprechen, aus Angst, man glaube ihnen diese Er-

fahrungen nicht, oder aber sie befürchten, des unzutreffenden Rassismusvorwurfes beschuldigt zu werden. Eine andere Lesart wäre, dass sie Rassismus in erster Linie mit Rechtsextremismus in Verbindung bringen.

Catalina Morales relativiert Rassismus, indem sie zunächst festhält, dass es ihn auch in Mexiko gibt, um anschliessend über ein höheres Mass an Diskriminierung in der Schweiz zu klagen. In der Gegenüberstellung der zwei Länder verdeutlicht sie ihre persönliche Betroffenheit. Hierbei akzentuiert sie, sich in der Aufnahmegesellschaft hinsichtlich ihrer Herkunft und Hautfarbe sowie im Kontext ihrer Arbeit mehrfach diskriminiert zu fühlen. Das subjektive Erleben von Rassismus zeigt, dass die mexikanische Frau diese Abwertung als krank machend erfährt („egal ob du blutest oder dadurch krank wirst“).

In dieser Passage zeigt sich deutlich, dass Rassismus am Arbeitsplatz von herrschenden Machtverhältnissen zwischen Vorgesetzten und Angestellten eingerahmt ist. Die Vorgesetzte lässt die Biographin ihre überlegene Position spüren. An anderer Stelle im Interview erzählt Catalina Morales von erlittenem Rassismus auch im Freundeskreis ihres Schweizer Ehemannes. Auch wenn sie sich zunächst durch die abwertenden Handlungen und rassistischen Kommentare angegriffen fühlte, wehrte sie sich doch verbal. Hier zeigt sich, dass sie sich gegenüber rassistischen Vorfällen im privaten Bereich nicht hilflos erlebte im Gegensatz zum Machtverhältnis Vorgesetzte – Angestellte im beruflichen Umfeld.

Am Ende der Passage thematisiert die Biographin auch positive Erfahrungen mit Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft, so wie es einige Interviewteilerinnen nach der Benennung konkreter rassistischer Erlebnisse ebenfalls taten. Das fällt auf. Im Rahmen einer schmerzhaften Erfahrung wie Rassismus, die die menschliche Würde brutal angreift und der man sich zunächst schutzlos ausgeliefert fühlt, wirkt das Aufwiegen des Leids durch das gleichzeitige Benennen von positiven Erfahrungen als Gegenstrategie und als Selbstschutz der persönlichen Integrität. In vielen Lebensgeschichten zeigt sich zudem, dass die Erfahrung, solidarisch unterstützt zu werden und auf Verständnis zu stossen, sich positiv auf das psychische Wohlbefinden auswirkt, ähnlich wie im Fall von Ana Ortiz, die durch ihren „Schweizer Papa“ eine biographisch bedeutsame Unterstützung fand. Das Gefühl sich auf ein soziales Netzwerk verlassen zu können, offen über Rassismuserfahrungen sprechen zu dürfen und Anerkennung sowie Verständnis zu erfahren, ist nicht nur hilfreich in der Verarbeitung dieser biographisch bedeutsamen Erfahrung. Vielmehr bieten Freundschaften und enge Beziehungen einen Rückhalt, die Auswirkungen von Rassismus abzufedern.

Catalina Morales' Depressionserfahrung im Kontext von Mobbing am Arbeitsplatz

Für Catalina Morales stellte die Konfrontation mit rassistisch motiviertem Mobbing am Arbeitsplatz eine erschütternde und enorm belastende Erfahrung dar. Die migrierte Frau aus Mexiko schilderte die Auswirkung dieses biographischen Erlebnisses auf ihre seelische Gesundheit wie folgt:

„Es war sehr grauenhaft, was ich bei der Arbeit erlebte. Ich war traurig über die Situation und machtlos und, und (...) wütend, das war alles gleichzeitig, also psychisch. Aber was mich mehr störte, waren meine Kopfschmerzen, Magenprobleme und Schlafstö-

rungen. Nachts konnte ich nicht schlafen, weil ich ständig am Grübeln war, ich hatte ein Gedankenkarussell. Ich war so erschöpft und gereizt. Ich hatte eine schlechte Verdauung, das war wegen der Wut und ich hatte keinen Appetit mehr. Das waren alles fremde Sachen für mich. Ich dachte zunächst, dass ich Krebs hatte. Vielleicht habe ich Magenkrebs, oder aufgrund meiner Kopfschmerzen dachte ich, dass ich vielleicht einen Tumor habe. Oder ich fragte mich, was ist los, dass ich nicht schlafen kann? Ich fragte mich, wo liegt die Grenzen zwischen Melancholie, Traurigkeit und Depression? Für mich bedeutet Depression, dass jemand keine Lust mehr für nichts hat, nur schlafen will, weint und nicht mehr arbeiten kann. Aber das war bei mir nicht so, weil ich arbeiten konnte.“

Die als krisenhaft erlebte abwertende Behandlung am Arbeitsplatz, die sie als „grauenvoll“ beschreibt, beeinflusst Catalina Morales' psychisches Wohlbefinden. Rassismuserfahrungen erzeugen aber auch Gefühle von Wut und Verbitterung. In ihrer subjektiven Erkrankungserklärung verursachen diese negativen Gefühle Verdauungsschwierigkeiten. In dieser Darstellung zeigt sich das subjektive Krankheitsverständnis der Biographin, die zu diesem Zeitpunkt keine Depression in Betracht zog, sondern lediglich über Symptome klagte. In ihrem eigentheoretischen Erklärungsmodell war sie nicht an einer Depression erkrankt, da sie nach wie vor handlungsaktiv war, zur Arbeit ging und nicht von ihren Gefühlen überschwemmt wurde. Sie suchte deshalb den Hausarzt wegen körperlicher Beschwerden auf. Die Passage zeigt, dass Catalina Morales auf Mobbing zum einen psychosomatisch zu reagieren scheint. Zum anderen beschreibt sie zugleich psychische Symptome wie Traurigkeit, Erschöpfung und gereizte Gefühle. Als sie zu ihrem Hausarzt ging und ihm von ihren Leidenserfahrungen am Arbeitsplatz berichtete, sprach er zunächst von Stress und psychischen Reaktionen darauf. Er rekurrierte in diesem Moment nicht auf die Diagnose Depression, sondern gab ihr einen Tee mit, empfahl ihr, Sport zu treiben, sich abzulenken, z.B. ins Kino zu gehen, und riet ihr dazu, auch über etwas Anderes zu reden. Der Arzt machte sie zudem darauf aufmerksam, öfter Pausen einlegen zu müssen. Die Biographin folgte dem ärztlichen Ratschlag, wurde sportlich aktiv und ging oft an der frischen Luft spazieren, berichtet sie. Als sich ihre Symptome nicht verbesserten, diagnostizierte der Hausarzt der damals 47-jährigen Frau aus Mexiko neun Jahre nach der Migration in die Schweiz eine Depression. Es scheint, als handle es sich um eine leichte Form der Depression. Sie einigten sich gemeinsam auf eine nicht-medikamentöse Therapie der Depression, er verschrieb ihr allerdings Tabletten gegen Kopfschmerzen und verabreichte ihr zusätzlich Vitamine. Die Biographin hatte zwar das Gefühl, dass sich ihr Hausarzt für sie einsetzte und sie unterstützte, was ihrer Aussage nach Ausdruck einer vertrauensvollen Beziehung zwischen Arzt und Patientin ist. Aber sie wählte zusätzlich alternative Behandlungsformen im Umgang mit der psychischen Erkrankung, machte beispielsweise Craniosacral-Therapie und suchte eine bioenergetische Therapeutin auf, was ihr guttat.

8.6 Rassismus in der angeheirateten Verwandtschaft

Das nachfolgende Beispiel von Valentina Navarro dokumentiert, was es für eine Migrantin bedeutet, von der angeheirateten Verwandtschaft nicht akzeptiert zu werden und sich zudem rassistisch diskriminiert zu fühlen. Die Erfahrung verweigerter Zugehörigkeit in der Familie des Schweizer Ehemannes, wie bereits in den exemplarischen Fallbeispielen von Amalia Torres und Leonor Castro sichtbar wurde, teilen mehrere befragte Migrantinnen. Valentina Navarro kommt aus Trujillo, eine im Westen Venezuelas gelegene Kleinstadt. Sie ist eine 37-jährige schlanke und gepflegte Frau mit langen dunklen Haaren, ist ungeschminkt, trägt Jeans und ein T-Shirt. Die Mutter der Biographin, eine venezolanische aktive Politikerin, stammt aus einer ökonomisch gut situierten Familie, während ihr Vater, ein Techniker, aus einfachen Verhältnissen ist. Ihre Eltern liessen sich scheiden, als sie klein war. In Venezuela studierte Valentina Navarro Ingenieurwissenschaften, schloss aber ihr Studium nicht ab. Als sie auf der Insel Margarita im Tourismus-Bereich tätig war, lernte sie ihren zukünftigen Schweizer Ehemann kennen, der dort seine Ferien verbrachte. Nach einer anderthalbjährigen Fernbeziehung, während der sie sich alle drei Monate trafen, beschlossen sie zu heiraten. Valentina Navarro zog mit ihrem damaligen Ehemann im Alter von 24 Jahren in die Deutschschweiz und absolvierte zur Zeit unseres Interviews eine KV-Ausbildung. Ihre Ehe hielt 11 Jahre.

Valentina Navarros subjektive Wahrnehmung rassistischer Diskriminierung auf der interaktiven Ebene im privaten Raum zeigt sich wie folgt:

„Die Familie meines Ex-Mannes gab mir immer das Gefühl, dass sie mich überhaupt nicht in der Familie haben wollten, und das war sehr unangenehm. Und mein Ex-Mann (...), er machte immer nur, was er wollte. Er war total anders hier als ich ihn in Venezuela kennenlernte. Und dieses Gefühl, dass du auch von der Gesellschaft nicht willkommen bist, das ist sehr unangenehm. Klar, nicht nur in der Schweiz, in jedem Land gibt es Diskriminierung, auch bei uns in Venezuela. Aber hier habe ich mich durch meine Schwiegerfamilie diskriminiert gefühlt. Wenn sie sprachen, haben sie immer nur miteinander gesprochen. Wenn ich etwas sagte, dann sagten sie mir immer nur: „Ja, ja“ und sprachen zu mir, so wie zu einem kleinen Kind. Sie hörten mir einfach nicht zu. Mein Schwiegervater sagte mir sogar einmal, dass eine Person, die kein Deutsch oder Englisch spricht, keine zivilisierte Person sei. Mein Ex-Mann kommt aus einer Familie mit einer gewissen sozialen Position. Und immer wieder erlebte ich solche Sachen. Ich hatte immer das Gefühl, dass ich (...) Sie haben mich einmal (...) also die Mutter meines Ex-Mannes, sie arbeitete in einem Musical als Sängerin. Sie kaufte Tickets für ein Konzert, lud aber nur ihren Mann und meinen Ex-Mann ein, mich aber nicht, weil es ihr peinlich war, wenn ich dabei gewesen wäre, da ich Venezolanerin bin. Das war mir so unangenehm. Meine Schwiegerfamilie hatte mich nicht gerne, weil ich eine Ausländerin bin. Das fühlte ich. Weisst du, so was merkst du, auch wenn sie es nicht direkt sagen (...). Sie sprachen mit meinem Mann immer nur schlecht über mich, so z.B. als ich keinen Job finden konnte. Und wenn ich etwas gefunden hatte, behandelten sie mich wie eine Idiotin.“

In diesem Interviewausschnitt schildert Valentina Navarro ihre Wahrnehmung von Nicht-Akzeptanz und unfairer Behandlung durch ihre Schwiegereltern im Kontext ihrer ethnischen und sozialen Zugehörigkeit. Hier wird deutlich, dass die Biographin

nicht nur gesellschaftlichen, sondern auch familiären Ausschluss erfährt. Nicht nur bei Valentina Navarro, sondern beinahe bei allen interviewten Frauen fällt das hohe Bewusstsein einer marginalisierten Position innerhalb der angeheirateten Familie auf. Die Biographin berichtet von Erfahrungen verweigerter Zugehörigkeit. Aus der Sicht der Erzählerin beäugen die Schwiegereltern die binationale Ehe nicht nur kritisch, sondern können die Entscheidung ihres Sohnes, eine Venezolanerin geheiratet zu haben, nicht annehmen. Falls sie doch in ein Gespräch miteinbezogen wurde, fühlte sie sich „wie ein kleines Kind“ von oben herab behandelt, was die Biographin als demütigende Infantilisierung erlebte. In vielen Lebensgeschichten zeigt sich diese Erfahrung, wie auch in beiden Fallrekonstruktionen deutlich wurde. Die Aussage des Schwiegervaters zeigt, dass er Menschen mit weniger Fremdsprachkompetenzen bzw. Bildung in herabwürdigender Weise behandelt und ihnen eine Inferiorität attestiert. Im Beispiel wird deutlich, dass die Biographin Mühe mit ihrer Arbeitssituation aufgrund des erschwerten Zugangs zum Arbeitsmarkt hat, ihre angeheirateten Familienangehörigen ihr aber zusätzlich den geringen Arbeitsstatus vorhalten. Dadurch erfährt sie eine soziale Diskriminierung ihrer Arbeit.

Da die Schiegermutter die venezolanische Ehefrau ihres Sohnes ebenfalls für minderwertig hält und sich für sie zu schämen scheint, verhält sie sich ihr gegenüber ausgrenzend. Aus der subjektiven Perspektive wurde Valentina Navarro jegliche Form sozialen Anschlusses und Anerkennung ihrer Person verweigert, was sich in der Nichteinladung, Getuschel im Rücken und dem Übergehen-Werden zeigte. Der Schmerz des Ausgegrenztseins kommt indirekt bei Valentina Navarro zum Ausdruck. Einerseits beendet sie den Satz nicht und andererseits formuliert sie semantisch weitestgehend vage „solche Sachen“. Indem sie sprachlich im Unkonkreten und Allgemeinen bleibt, kann vermieden werden, über leidvolle Erfahrungen zu sprechen. Das Verwenden des Adjektivs „peinlich“, um ihren Eindruck zu beschreiben, sie evoziere bei ihrer Schwiegermutter Gefühle der Beschämung im Zusammenhang ihrer Herkunft, scheint darauf hinzuweisen, dass sich die Biographin aufgrund ihres venezolanischen Aussehens selber anfängt zu schämen. Scham ist laut Mecheril (1995: 104) wohl eine der perfidesten Auswirkungen des Rassismus: Die Opfer schämen sich ihrer Haut und ihres Aussehens. Möglich ist, dass diese kontinuierlichen Abwertungserfahrungen im Kreis der Familie ihres Ehemannes zu einem defizitären Bild ihrer selbst führt, was sich in Form von internalisierter Selbstabwertung und -ablehnung manifestiert.

Die Biographin veranschaulicht zugleich unmissverständlich, welche Wirkung die ausgrenzende und geringschätzende Behandlung durch die Schwiegereltern wie auch durch die Mehrheitsgesellschaft auf sie ausübt. Die subjektive Bedeutung von Rassismuserfahrung zeigt sich im Gefühl unerwünscht zu sein, selbst nach 13 Jahren in der Schweiz. Es fällt ihr schwer, einen Platz in der Gesellschaft, in der Familie des Mannes und in der Ehe zu finden. Nirgends fühlt sich die Migrantin aus Venezuela angenommen und geborgen. Die mehrmals verwendete Formulierung „unangenehm“, die eher harmlos anmutet, so als würde sie die Folgen der Verletzung herunterspielen, zeigt einerseits, wie schwierig es für sie ist, sich auf die erfahrene Diskriminierung einzulassen, da das destabilisierende Effekte auf das eigene Selbstwert und Selbstbild haben könnte. Andererseits wird besonders deutlich, wie schwer es der Biographin fällt, ihren Schmerz darüber auszudrücken, sich gesellschaftlich und familiär abgelehnt und stigmatisiert zu fühlen. Für die Venezolanerin bedeutet dies eine doppelte Ablehnung, keinen Ort zu haben, um sich aufgehoben zu fühlen und keine Geborgenheit

erfahren zu können. Nicht einmal im eigenen Zuhause, im vermeintlich geschützten Rahmen einer Familie oder Ehe, macht sie die Erfahrung des Sich-angenommen-Fühlens und Dazugehörens. Insofern fehlt der Biographin ein Ort der Zugehörigkeit, an dem Rassismus- und Ausgrenzungserfahrungen im täglichen Leben abgefedert werden könnten. In diesem Punkt sind Valentina Navarros Erfahrungen durchaus mit denjenigen von Amalia Torres' vergleichbar, die ebenfalls von persönlich erlebten Ausschlusserfahrungen auf der gesellschaftlichen, ehelichen und beruflichen Ebene sowie durch die Schwiegereltern betroffen ist. Es überrascht daher nicht, dass die beiden in der Migration eine enge Freundschaft geschlossen haben, die nahezu wie eine Ersatzfamilie fungiert, um sich gegenseitig zu unterstützen. Die emotionale Nähe einer Freundin weist eine Stabilisierungsfunktion auf. Die binationale Ehe und die Familie des Ehemannes bedeuten somit keine emotionale Ressource im Umgang mit rassistischen Erfahrungen, sondern im Gegenteil, die lateinamerikanischen Frauen sind hier genauso mit Entwertung und Ausschluss konfrontiert.

Das Backen eines Butterzopfs als Symbol von Differenz und Zugehörigkeit

So beschreibt auch Alma Ruiz, 52 Jahre alt, aus Buenos Aires, Argentinien, Kindergärtnerin, als Beispiel für erlebten Rassismus die ablehnende Haltung der Eltern ihres Schweizer Ehemannes. Diesen lernte sie Anfang der 90er Jahre in der argentinischen Hauptstadt kennen, als er als Rucksack-Tourist in Südamerika auf Reisen war. Zusammen haben sie eine 13-jährige Tochter. Die Biographin lebt seit 23 Jahren in der Deutschschweiz. Alma Ruiz, die sich aus eigener Initiative für eine Teilnahme an meiner Studie meldete, erzählte, dass sie sich von ihren Schwiegereltern nicht als Schwiegertochter angenommen fühlte. Sie begründete das mit ihrer südamerikanischen Herkunft. Die an sie herangetragene Erwartungshaltung beschreibt sie als einen starken psychischen Druck. Das Nichterfüllen der hohen Erwartungen ihrer Schwiegereltern verursachte ihr grosses Leiden. Das Gefühl verweigerter Zugehörigkeit macht Alma Ruiz am Beispiel des Backens eines Butterzopfes fest, was nach eigener Aussage eine wichtige Tradition für die Familie ihres Ehemannes darstellt. Trotz grösster Anstrengung gelang es ihr nicht, einen Zopf zu backen, der der Familie schmeckte. Dazu meint sie: „Sie stellten das Zopfbacken als wichtige Lebensprüfung dar.“¹² Aufgrund des Misslingens des als wichtig erachteten Brotes, fühlte sie sich abgewertet und ausgeschlossen. Dabei suchte Alma Ruiz Wärme und emotionale Nähe. Sie wollte sich als Mitglied der Familie fühlen. Das Backen eines Butterzopfs zeigt die symbolische Bedeutung von Zugehörigkeit bzw. von Exklusion. Subjektiv wahrgenommene Diskriminierung erscheint hier in Gestalt einer scheinbar harmlosen Abwertung. Dies erzeugt allerdings ein tiefes Gefühl der Unsicherheit in Bezug auf die Position in der angeheirateten Familie und beeinflusst die psychische Befindlichkeit. Insgesamt wird am Beispiel des Zopfs das unerfüllte Bedürfnis deutlich, sich angenommen und aufgehoben zu fühlen. In Alma Ruiz' Darstellung fällt auf, dass ihr Schweizer Ehemann in diesem Kontext nicht als emotionale Unterstützung beschrieben wird.

Aus ihrer Erzählung geht hervor, dass das Erleben sozialer Ablehnung und die mangelnde Sprachfähigkeit in der Fremdsprache zusammenhängen. Das Gefühl, als Migrantin für unfähig oder „dumm“ gehalten zu werden, weil sie sich nicht so eloquent

12 Das Interview mit Alma Ruiz führte ich auf Spanisch und anschliessend übersetzte ich es ins Deutsche.

ausdrücken kann wie in ihrer Muttersprache, wirkte sich auf ihr Sprachvermögen aus. Sie entwickelte aus Unsicherheit eine enorme Hemmung, Deutsch zu sprechen. Sie war beherrscht von der Angst, zurückgewiesen und abgewertet zu werden, wenn sie die deutsche Sprache nicht gut genug konnte. Diese Angst einer auch gesellschaftlichen Ablehnung wollte sie nicht nochmals erleben. Die Unfähigkeit, ihrer Bildung entsprechend eine Konversation auf Deutsch zu führen, blockierte sie. Die sprachliche Hemmung erscheint als Ausdruck ihrer inneren Sprachlosigkeit. Das damit einhergehende Gefühl der eigenen Handlungsunfähigkeit wirkte sich belastend auf Alma Ruiz' psychische Gesundheit aus. In einem anderen Zusammenhang erinnert sie sich: „Ich empfand nicht die ganze Zeit in der Schweiz als traumatisch, aber es gab viele Momente, in denen ich nur überlebte.“ Die Thematisierung des Gefühls des blossen Überlebens in der Migration ist in mehreren Erzählungen anzutreffen.

Wie in beiden Fallbeispielen rekonstruiert wurde, beeinflussen Erfahrungen verweigerter Zugehörigkeit und Anerkennung sowie fehlende soziale, familiäre bzw. partnerschaftliche Unterstützung im Umgang mit rassistischen Vorfällen negativ die psychische Gesundheit der befragten Migrantinnen. In meiner Untersuchung nennen die befragten Migrantinnen häufig den privaten Bereich als Ort von Ausgrenzung, Rassismus und Diskriminierung. Eine Ausnahme bilden die 28-jährige Lucinda Riva aus Ecuador, verheiratet mit einem Schweizer, und die 33-jährige Isabela Vega aus Kolumbien, verheiratet mit einem gleichaltrigen Deutschen, die beide sowohl von positiver und wohlwollender Unterstützung als auch von emotionaler Zuwendung durch ihre Schwiegereltern berichten.

8.7 Sexualisierte und exotisierte Fremdzuschreibung

Neben rassistischen Vorfällen berichtet Valentina Navarro auch über sexistische Erfahrungen im Kontext ihrer Herkunft. Die Erfahrung mit sexualisierten und exotisierenden Fremdzuschreibungen teilen viele Studienteilnehmerinnen, wie auch in beiden Fallrekonstruktionen deutlich wurde. Die folgende Sequenz zeigt, wie sich Valentina Navarro als Frau aus Venezuela in der Schweiz wahrgenommen fühlt. Ihre Schilderung veranschaulicht, mit welchen stereotypen Vorstellungen und sexuellen Anspielungen sie bei Dates und in Partnerschaften konfrontiert wird. Stellvertretend für eine Reihe ähnlicher Erfahrungen sei hier folgende Passage zitiert:

„Nach meiner Trennung hatte ich wieder eine Beziehung mit einem Schweizer. Er hat ein paar Mal zu mir gesagt: ‚Ja, ja, ich kenne die Lateinamerikanerinnen, sie gehen immer mit Männern, sie haben Männer immer gerne.‘ Das ist so diskriminierend. Wie kannst du so was sagen? Wir sind (...), ich weiss nicht wie viele Frauen in Venezuela leben, aber du kannst doch nicht so über alle Frauen sprechen, wenn du eine Kultur gar nicht kennst. Er hat doch nur ein paar Leute hier gesehen. Und das ist auch Diskriminierung. Oder mir ist auch oft passiert, dass Männer mit mir zu flirten begannen. Sie waren keine unbekanntenen Männer, sondern Männer, die ich über Kollegen kannte. Dann ging ich einmal mit einem Mann etwas trinken und dann sendete er mir noch am gleichen Tag ein Dildo mit einem Spruch: ‚Ah, ja, so zum Spielen.‘ Das ist für mich auch Diskriminierung, denn mit Schweizerinnen macht er das bestimmt nicht. Wir hatten keine Vertrautheit, wir hatten uns nur einmal gesehen und wir hatten uns noch nicht einmal

geküsst. Wie kann er mir gleich ein Dildo senden? Oder ja, es kommt vor, dass, wenn ich am Reden bin, sagen sie zu mir: ‚Ja, ja, chiquita, bonita, rambazamba.‘ Die nehmen mich nicht ernst. Und wenn sie merken, dass du nicht perfekt Deutsch sprichst, dann noch weniger. Auch bei der Arbeit sagten sie ab und zu: ‚Ja, ja, Valentina (...)‘. Und wenn ich merkte, dass sie mich nicht ernst nehmen, dann sagte ich nichts mehr, weil (...) ich kann nicht darüber diskutieren oder so. Sie wollen nicht entdecken, wer ich als Mensch bin. Und das habe ich hier schon oft gespürt, dass (...) ja, gewisse Leute haben solche Meinungen über mich.“

In dieser reflexiven Auseinandersetzung wird deutlich, wie sich die Biographin selbst bei der Aussenwahrnehmung lateinamerikanischer Frauen positioniert. Deutlich ist, dass ihr damaliger Partner Kollektivzugehörigkeiten in Form von „die Lateinamerikanerinnen“ konstruiert. Als Frau aus Lateinamerika wird sie oft in Verbindung mit Sex gebracht; eine Erfahrung, die mehrere Gesprächspartnerinnen aus meinem Sample teilen. Einige Frauen berichten, dass sie mit dem Vorurteil konfrontiert wurden, Lateinamerikanerinnen seien oft Prostituierte. In Valentina Navarros Erzählung zeigt sich, dass sie sich auf die Rolle der freizügigen und sexuell verfügbaren „Latina“ reduziert sieht und sich dadurch gedemütigt fühlt. Doch mit der Demütigung geht auch Wut einher. Sie ist wütend über die als sexistisch empfundene Behandlung. Sie ist möglicherweise auch wütend über die Ohnmacht, die sie in der Situation empfindet. Sie ist wütend darüber, als Frau missachtet zu werden. Durch Wut lässt sie gleichzeitig den Schmerz nicht an sich heran. Wut dient ihr insofern dazu, die eigene Handlungsmacht im Verarbeitungsprozess von Erfahrungen mit Rassismus und sexistischer Abwertung aufrechtzuerhalten.

Sie distanziert sich vehement von stereotypisierenden Fremdzuschreibungen, indem sie auf inadäquate und als ungerecht empfundene Verallgemeinerungen venezolanischer Frauen verweist. Valentina Navarros Skandalisierung über die als unrecht empfundene Zuschreibung sexueller Disponibilität und Zügellosigkeit lässt sich als Reaktion auf erfahrene Beschämung deuten. In dieser Passage veranschaulicht Valentina Navarro, dass sie sich als Venezolanerin von männlichen Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft abgewertet und despektierlich behandelt fühlt. In herabwürdigender Weise greifen Männer, die ihr nicht gänzlich unbekannt sind, auf sexuelle Zuschreibungen und Bilder zurück, die eine Ungleichheit produzieren. Ungeachtet des Umstands, dass die Erzählerin beim Sprechen über Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen Begriffe wie etwa Vorurteile und Diskriminierung gleichzusetzen scheint, äussert sie klar ihr Gefühl erlittenen Unrechts und Andersbehandlung im Vergleich zu Schweizerinnen. Das ist für sie soziale Diskriminierung. Die ihr gegenüber geäusserten stereotypen Vorstellungen über lateinamerikanische Frauen wirken sich auf ihren Selbstwert aus. Das Erleben sexistischer Diskriminierung bezogen auf ihr Frausein und ihre kulturelle Herkunft empört sie und ruft und Unglauben hervor. Die stereotypisierenden Fremdzuschreibungen lateinamerikanischer Frauen, die als „chiquita, bonita, rambazamba“ beschrieben werden, waren in ähnlicher Form auch bei Leonor Castro zu beobachten. Die Konstruktion von „Anderssein“ ist hier scheinbar positiv konnotiert. Doch in der Zuschreibung der „anschmiegsamen und feurigen Lateinamerikanerin mit Rhythmus im Blut“, was als Kompliment getarnt ist, wird Valentina Navarro zum Objekt sexueller Phantasien. Gleichzeitig wird der Biographin das Gefühl vermittelt, dass sie einem Mann unterlegen ist, indem er sie nicht ernst nimmt.

Darauf reagiert sie resignativ in Form eines inneren Rückzugs – sei es als Schutzmechanismus oder als Ausdruck von Enttäuschung. Die Schwierigkeit, in dieser Situation zu sprechen bzw. etwas dagegenzuhalten, liegt – so sehe ich es – nicht in ihrem Unvermögen, sich zu artikulieren, sondern vielmehr in ihrem Empfinden, nicht auf Verständnis zu stossen. Im letzten Abschnitt der Textpassage verdeutlicht die Biographin, dass sich kaum jemand die Mühe macht, den Menschen hinter ihrem südamerikanischen Äusseren zu entdecken.

In der Konstruktion von begehrlichen Exotismen werden Machtphantasien sichtbar. Deutlich wird hier das Zusammenwirken von rassistischer und sexistischer Abwertung lateinamerikanischer Frauen und Degradierung zur „leidenschaftlichen Exotin“ sichtbar. Philomena Essed (1991: 5), die den Begriff des Alltagsrassismus in die internationale wissenschaftliche Debatte eingeführt hat, spricht in diesem Kontext von „gendered racism“. Die Rassismusforscherin macht darauf aufmerksam, dass Rassismuserfahrungen auch von Gender-Zuschreibungen beeinflusst werden. Dabei gibt sie ebenfalls als Beispiel die Erfahrungen von „schwarzen“ Frauen an, die von „weissen“ Männern als exotische Sexualobjekte betrachtet werden.

8.8 Subjektiv wahrgenommene Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen in staatlichen Institutionen

Nicht nur in den präsentierten Falldarstellungen von Amalia Torres und Leonor Castro, sondern auch in den Erzählungen anderer Gesprächspartnerinnen wurde persönlich erfahrener Rassismus im Umgang mit MitarbeiterInnen staatlicher Institutionen zum Ausdruck gebracht. Sie berichten über diskriminierende Aussagen und Haltungen durch Mitarbeitende von Sozialämtern, regionalen Arbeitsvermittlungszentren, des öffentlichen Verkehrs oder auch, wie im folgenden Fall, durch Angestellte des kantonalen Amtes für Migration. Insbesondere im Zusammenhang mit mangelnden Sprachkenntnissen als neu zugezogene Migrantinnen in der Schweiz berichten Interviewte von einer entwürdigenden Behandlung auf Ämtern und Behörden. So erzählt Flor Martinez, 42 Jahre, aus Bucaramanga, Kolumbien, Architektin und Studentin der Maltherapie zum Zeitpunkt des Interviews, dass sie aufgrund ihrer Sprachkompetenz und ethnischen Herkunft Ablehnung und Benachteiligung erfuhr. Die Biographin ist mit einem Schweizer verheiratet, hat zwei Kinder, eine zum damaligen Zeitpunkt neunjährige Tochter und einen siebenjährigen Sohn, und lebt seit 20 Jahren in der Schweiz. Die Erfahrung von Leistungsverweigerung beim Amt für Migration in den 90er Jahren beschreibt die Biographin wie folgt:

„Ich machte sehr schlechte Erfahrungen, als ich zur Fremdenpolizei gehen musste, weil ich Dokumente benötigte. Jedes Mal, wenn ich zu ihnen ging, waren sie sehr, sehr unfreundlich zu mir. Ich sprach damals nicht gut Deutsch, und dann sagten sie zu mir, ich solle erst wieder zurückkommen, wenn ich besser Deutsch spreche. Ich verstand, was sie mir sagten, aber ich konnte ihnen nicht antworten, weil ich damals nicht über einen ausreichenden Wortschatz verfügte. Das war eine Demütigung (...), eine grosse Demütigung, die ich erlebte. Wenn du Ausländerin bist und nicht die Sprache sprichst, dann kannst du nicht deine Geschichte erzählen. Du hast dann ein Minderwertigkeitsgefühl, weil du eine Ausländerin bist und weil du schlecht behandelt wirst. Ich machte oft un-

angenehme Erfahrungen mit den Beamten. Sie hatten kein Mitgefühl und halfen mir nicht. Sie sind Beamte, aber wenn ein Mensch mehr Zeit benötigt, dann wimmeln sie dich schnell ab. Und es sind solche Sachen (...), wenn ich nach Hause kam, weinte ich den ganzen Tag deswegen. Es war ziemlich heftig (...). Es waren belastende Erfahrungen.“¹³

Einen ähnlichen Vorfall im Umgang mit der Behörde schildert Ana Ortiz. Sie beschreibt ihre Erlebnisse mit staatlichen Institutionen in der Anfangszeit nach ihrer Migration in die Schweiz in den 80er Jahren folgendermassen:

„Die Fremdenpolizei behandelte mich wie eine Kriminelle. Sie sagte zu mir, ich müsse innerhalb von zwei Tagen zu ihnen gehen, ansonsten stellen sie mich an die Grenze. So war das. Und ich bin wirklich keine Kriminelle und ich hatte so grosse Angst.“

Die Erfahrung von Rassismus und Diskriminierung aus der Sicht der Betroffenen zeigt sich deutlich in diesen Darstellungen. Es wird sichtbar, dass sich beide Frauen, aus Kolumbien und aus Peru kommend, aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit und ihres ungewissen Aufenthaltsstatus von MitarbeiterInnen der Migrationsbehörde unfair behandelt und bewertet fühlten, was hier als institutioneller Rassismus gedeutet werden kann. Unklar ist, ob es sich bei den dargestellten diskriminierenden Handlungen um isolierte Vorfälle handelt oder ob sie in öffentlichen Institutionen regelmässig auftreten. Die Biographinnen beschreiben dabei das Gefühl, es als Migrantinnen bei Behördengängen besonders schwer zu haben und fühlen sich benachteiligt. Flor Martinez schildert zudem, sich aufgrund ihrer geringen Deutschkenntnisse diskriminiert gefühlt zu haben. Abwertungserfahrungen infolge von Kritik an den Sprachkenntnissen werden von mehreren Frauen in verschiedenen Kontexten berichtet. Sie entwickeln ein Gefühl von Minderwertigkeit aufgrund ihrer lateinamerikanischen Herkunft, ihres Migrantinnen-Status und ihrer herabwürdigenden Erlebnisse. Es wird deutlich, dass die in meiner Studie befragten Frauen Erfahrungen rassistischer Abwertung auf Ämtern als psychisch belastend erleben. Insbesondere bei staatlichen Institutionen wie etwa beim Amt für Migration werden rassistische Diskriminierungs- und Herabsetzungserfahrungen von Migrantinnen äusserst schmerzhaft erlebt, da sie sich in einer besonders vulnerablen Position befinden. Obwohl beide Frauen nichts Unrechtes getan haben, resignieren sie gegenüber der Macht der Institution. Sie erleben sich in dieser Situation als machtlos. In Ana Ortiz' Fall wird deutlich, wie emotional intensiv die drohende Abschiebung erlebt wird, da sie zu diesem Zeitpunkt von aufenthaltsrechtlicher Unsicherheit und Ängsten geprägt ist, mit einem in der Schweiz geborenen Mann spanisch-argentinischer Herkunft verlobt, aber noch nicht verheiratet. Als potentiell Kriminelle behandelt zu werden, in Kombination mit der als ungerecht und abwertend empfundenen Haltung der Mitarbeitenden eines kantonalen Amtes für Migration wird als stark psychisch belastend empfunden, wie aus dem Interview hervorgeht. Eine solche Diskriminierung bewirkt vermutlich Angst und darüber hinaus Frustration, Hilflosigkeit und Wut.

Von diskriminierenden und ausgrenzenden Handlungen von MitarbeiterInnen öffentlicher Institutionen berichteten mehrere lateinamerikanische Interviewpart-

13 Das Interview mit Flor Martinez führte ich auf Spanisch und anschliessend übersetzte ich es ins Deutsche.

nerinnen. Flor Martinez beschreibt die Atmosphäre von Institutionen als kalt. Dabei bemängelt sie fehlende Empathie und Verständnis für MigrantInnen, die sich sprachlich nicht ausreichend verständigen können. Stattdessen verstärken die BeamtInnen die Sprachbarrieren eher noch, um Unterstützung zu verweigern. Die Bedeutung der Sprache, um an der Mehrheitsgesellschaft teilzunehmen, soll nicht in Abrede gestellt werden, doch wird deutlich, dass die Mehrheitssprache oft als Machtinstrument benutzt wird. Die Wirkung von subtilen und latenten Rassismen in staatlichen Institutionen zeigt sich in der emotionalen Reaktion der Biographin, die diese Behandlungsform als Demütigung bezeichnet. Rassismus durch Mitarbeitende von kantonalen Migrationsämtern oder, wie in den Fallrekonstruktionen aufgezeigt, von Sozialämtern und regionalen Arbeitsvermittlungszentren, wirken sich negativ auf die psychische Gesundheit aus.

8.9 Rassistische Diskriminierung beim Einkaufen und in einem Café

Die Bedeutung von Rassismus im Leben der befragten Frauen, die sich in alltäglichen Situationen offen oder verdeckt wie etwa beim Einkaufen ereignen, ist evident. Das folgende Beispiel zeigt Rassismuserfahrungen in einem Kaufhaus, erzählt von Miranda Lopez, 43 Jahre, aus Guatemala-Stadt, Guatemala. Die Biographin meldete sich aus eigener Initiative für eine Teilnahme an meiner Studie. Sie verfügt über eine kaufmännische Ausbildung mit Abschluss. In der Schweiz ist sie als Reinigungskraft tätig. Miranda Lopez erzählt ihre Migrationsbiographie vor der Folie von Flucht, auf die ich an anderer Stelle eingehen werde. Sie kam vor 10 Jahren in die Schweiz. Die Biographin hat zwei Kinder aus erster Ehe mit ihrem Mann aus El Salvador¹⁴, der in Guatemala lebt. Die 19-jährige Tochter lebt seit Miranda Lopez' zweiten Heirat mit ihr in der Schweiz. Ihr 24-jähriger Sohn ist in Guatemala geblieben. Sie ist heute in zweiter Ehe mit einem Kolumbianer verheiratet, der seit 32 Jahren in der Deutschschweiz lebt. Miranda Lopez berichtet von Nichtbeachten, gefolgt von anschliessendem unhöflichen und geringschätzenden Verhalten an der Kasse durch das Personal eines Geschäfts. Sie erzählt, sich aufgrund ihrer Herkunft benachteiligt behandelt gefühlt zu haben, da Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft zuvorkommend und freundlich bedient wurden. Dieses negative Erlebnis in einem Kaufhaus empfand die Biographin nach eigenen Aussagen als „eine grauenvolle Erfahrung“. Eine Formulierung, die zum Ausdruck bringt, wie emotional sie die Missachtung und Entwertung ihrer Person im öffentlichen Raum trifft.

14 Miranda Lopez' erster Ehemann kommt aus einem zentralamerikanischen Land. Auf den deutlichen Wunsch der Biographin wurde sein Herkunftsland anonymisiert. Sie ist die einzige Gesprächspartnerin, die vor ihrem gewalttätigen Ehemann in die Schweiz geflüchtet ist. Zuerst kam sie als Touristin, anschliessend blieb sie ohne Aufenthaltsbewilligung vier Jahre in der Schweiz, bis sie ihren zweiten Ehemann kennenlernte und heiratete.

Miranda Lopez: „Solche Sachen berühren mich sehr (...), sie prägen mich auf eine sehr hässliche Art.“

Die Biographin schildert nachfolgend – ohne lange überlegen zu müssen – von einem weiteren alltagsnahen rassistisch motivierten Diskriminierungserlebnis. Das Ereignis, das als direkte Diskriminierung bezeichnet werden kann, fand in einem Café statt. In einer deutschsprachigen Stadt mittlerer Grösse, in der sie damals lebte, wurde ihr und ihrer Freundin, einer Portugiesin afrikanischer Herkunft, die Bedienung verweigert. Die Freundin hatte ihren Säugling in einem Kinderwagen dabei. In der folgenden Passage wird deutlich, dass Miranda Lopez offene Formen rassistischer Handlungen, die nicht nur gegen sie, sondern auch gegen andere Migrantinnen gerichtet sind, erfuhr:

„Schau, ich war wirklich tief schockiert. Sie haben es eigentlich nicht mir angetan, sondern meiner Freundin. Als wir gingen, fragte ich meine Freundin, ob sie die Serviceangestellte kannte. Ich dachte, dass sie mit ihr vielleicht ein persönliches Problem haben könnte. Aber meine Freundin sagte nein, dass sie diese Frau nicht kannte und meinte, dass Schwarze wegen ihrer Hautfarbe hier oftmals nicht bedient werden. ‚Aber mache dir keine Sorgen‘, sagte sie, ‚wenn du mit mir zusammen bist, darfst du nicht gekränkt reagieren, weil, das kommt oft vor. Auch im Bus zum Beispiel, wenn ich mit dem Kinderwagen einsteige, werde ich oft von Menschen angerempelt oder ältere Personen lassen mich mit ihrem Gehstock nicht durch.‘ Das ist einfach so eine Art und Weise, die (...), die deprimiert, verstehst du? Und ja, solche Sachen berühren mich sehr (...), sie prägen mich auf eine sehr hässliche Art.“¹⁵

Die Biographin thematisiert hier Erlebnisse von sehr massivem und offenem Rassismus gegenüber „schwarzen“ Frauen. Sie bringt klar zum Ausdruck, dass sie die rassistisch diskriminierende Handlung der Serviceangestellten, die in diesem Fall zwar nicht gegen sie gerichtet war, dennoch in Form einer Solidaritätsbekundung mit ihrer Freundin als eine Entwürdigung erlebt. Miranda Lopez reagiert auf diesen rassistischen Vorfall mit Entsetzen und Fassungslosigkeit, wie die Ausdrucksweise „tief schockiert“ verdeutlicht. Obwohl das Verweigern einer Dienstleistung in einem öffentlichen Café für beide Frauen als eine Erfahrung zu betrachten ist, in der sie hilflos und machtlos waren, relativiert die Freundin den Vorfall. Sie nimmt zwar eine Benachteiligung aufgrund ihrer Hautfarbe wahr, zeigt sich aber nach aussen gegenüber diesen rassistischen Erlebnissen abgehärtet, da sie sich an solche Abwertungserfahrungen gewöhnt habe. Dadurch vermeidet sie, sich selbst als Opfer oder als Leidende zu positionieren. Sie deutet das Erleben von Rassismuserfahrungen als einen Teil ihres Alltags an. Diese Strategie hat hier möglicherweise eine Schutzfunktion, um dadurch handlungs- und widerstandsfähig zu bleiben.

Miranda Lopez zeichnet hingegen Alltagsrassismus als eine für ihre psychische Gesundheit bedeutende Erfahrung nach, da sie Niedergeschlagenheit hervorruft. Sie bringt das mit den Worten zum Ausdruck: „Solche Sachen berühren mich sehr (...), sie prägen mich auf eine sehr hässliche Art“, nachdem sie wieder Worte gefunden hat, um den Effekt von Rassismus auf der emotionalen Ebene zu beschreiben. In dieser Formulierung „prägen mich auf eine sehr hässliche Art“ kommt nun zweierlei zum

15 Das Interview mit Miranda Lopez führte ich auf Spanisch und anschliessend übersetzte ich es ins Deutsche.

Ausdruck: Einerseits expliziert sie ihr Verletztsein aufgrund des ignorierenden Verhaltens durch Angestellte eines Geschäfts sowie durch die verweigerte Bedienung in einem Café, andererseits verdeutlichen ihre Worte die fortgesetzte Kränkung, ständig übergangen, benachteiligt und herablassend behandelt zu werden. Diese kann in ein Defizit an Wertschätzung und sozialer Anerkennung resultieren. Resümierend lässt sich festhalten, dass die langfristigen Auswirkungen von rassistisch motivierten Diskriminierungserfahrungen das Lebensgefühl der Biographin tangieren. Rassismuserfahrungen wirken sich hierbei negativ auf den eigenen Selbstwert aus, die subjektiv wahrgenommene Diskriminierung und die mehrmaligen Erfahrungen von Rassismus im öffentlichen Raum beeinträchtigen die psychische Gesundheit der jeweils betroffenen Migrantin.

8.10 Rassismus im Restaurant

Selena Cruz ist 47 Jahre alt und kommt aus Lima, der Hauptstadt von Peru. Sie gehört auch zu den drei migrierten Frauen, die sich von sich aus für eine Teilnahme an der vorliegenden Studie entschlossen. Selena Cruz absolvierte ein BWL-Studium in Lima. Das Studium schloss sie mit einem Zertifikat, allerdings ohne Diplom ab. Sie lebt seit 16 Jahren in der Deutschschweiz. Das erste Mal kam sie vor 23 Jahren in die Schweiz als Au-pair. Während ihres einjährigen Aufenthaltes lernte die damals 24-Jährige ihren zukünftigen Schweizer Ehemann kennen. Sie kehrte allerdings nach einem Jahr zurück nach Lima, wo sie in der Textilfabrik ihrer Eltern in einer leitenden Position tätig war. Die Biographin und ihr zukünftiger Ehemann führten eine siebenjährige Fernbeziehung bis sie schliesslich heirateten. Sie war 32 Jahre alt, als die Eheschliessung mit ihrem fünf Jahre älteren Partner stattfand. Ihren Mann heiratete sie, weil sie dachte, er als Europäer sei emanzipiert. Sie liebte seine Geduld und die Ruhe, die er ausstrahlte. Selena Cruz berichtet weiter, dass ihr Ehemann von Beginn an die Schweiz als gemeinsamen Wohnort festgelegt hatte und auch kein Handeln über einen anderen Lebensmittelpunkt zuließ. Gemeinsam haben sie einen elfjährigen Sohn. Die Biographin arbeitet zum Zeitpunkt des ersten Interviews als Reinigungskraft. Ihr Mann ist bei der Post angestellt. Selena Cruz beschreibt ihre Differenzenerfahrung in einem Restaurant wie folgt:

„Als ich das Restaurant betrat, wurde ich angestarrt. Ich hatte den Eindruck, dass mich alle beobachteten. Da die Gäste laut redeten, konnte ich sie hören, aber ich konnte mich nicht wehren, so hörte ich bloss, dass sie über mich sprachen. Im kleinen Dorf meines Mannes war es am schlimmsten. Ich kam in das Restaurant rein und alle schauten mich an und fragten sich, wer ich sei. Die einen mit guten, die anderen mit schlechten Absichten. Es war furchtbar. Ein Horror (...). Ich komme aus Lima, da bin ich eine von vielen. Aber hier in einem Dorf war ich die Neue. Alle betrachteten mich kritisch, ich spürte es. Eine Freundin sagte mir, dass sie uns anstarren, weil wir gut aussehen (lacht). Ich sagte mir dann immer wieder: ‚Wir werden angestarrt, weil wir interessant sind‘ und dann fühlte ich mich besser. Jetzt habe ich mich daran gewöhnt (...). Es ist zum Lachen und eigentlich doch nicht (...). Ich war einmal mit meinem Mann zusammen in einem Restaurant. Eine Frau, die neben uns sass, beobachtete mich die ganze Zeit. Sie schaute, ob ich die richtige Gabel nahm, das richtige Messer und solche Sachen. Sie be-

obachtete mich so sehr, dass mein Mann mir sagte, dass ich mich wehren solle, da ich mich schlecht fühlte, weil sie mich immer anstarrte. Wenn sie mich anstarrt, dann soll ich ebenfalls zurückstarren. Es sind Kleinigkeiten, die aber viel bedeuten können.¹⁶

Für die Biographin bedeutet Alltagsrassismus, im öffentlichen Raum immer wieder angestarrt zu werden. Die Frau aus Peru interpretiert die Blicke der Gäste im Restaurant als negativ und abwertend. Das Starren und die besondere Beobachtung beim Essen verursachen Selena Cruz ein deutliches Unbehagen, es setzt sie unter Druck. In der Formulierung „Es war furchtbar. Ein Horror.“ zeigt sich ihr Gefühl, als „anders“ und deshalb als „nicht dazugehörig“ betrachtet zu werden. Die Blicke vermitteln der Biographin die Botschaft, unerwünscht zu sein. Sie fühlt sich nicht akzeptiert und ausgegrenzt. Auch im Fall von Sol Alvarez sowie in anderen Erzählungen zeigt sich, dass sich die migrierten Frauen im öffentlichen Raum oft angestarrt fühlen. Den ihr zugeschriebenen Status als „Ausländerin“ erlebt Selena Cruz belastend. In der Selbsterklärung „Wir werden angestarrt, weil wir interessant sind“ wird ihre Strategie im Umgang mit rassistischen Vorfällen sichtbar. Die Biographin banalisiert diese Abwertungserfahrungen und distanziert sich. Das Herunterspielen dient als Abwehrreaktion, um ihren Selbstwert zu schützen. Mit der Aussage „Es sind Kleinigkeiten, die aber viel bedeuten können“ wird die emotionale Dimension wiederkehrender Erfahrungen von Alltagsrassismus deutlich. Alltägliche und auf den ersten Blick banal erscheinende Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen haben für die befragten Migrantinnen folgenschwere psychische Auswirkungen.

8.11 Diskriminierungserfahrung an der Universität

Ein anderes Beispiel für Diskriminierung in öffentlichen Institutionen wird im Fall von Lucinda Riva deutlich. Die Biographin ist eine 28-jährige Erziehungswissenschaftlerin aus Quito, Ecuador. Neben ihrem Masterstudium an einer ecuadorianischen Universität absolvierte sie zusätzlich ein dreijähriges Studium in Erziehungswissenschaften an einer Schweizer Universität in der Deutschschweiz, das sie ebenfalls mit einem Master abschloss. Sie ist verheiratet mit einem gleichaltrigen Schweizer Mann, hat keine Kinder und kam vor fünf Jahren in die Schweiz. Die Biographin schildert eine ethnische Diskriminierungserfahrung – für sie unerwartet, da diese an einer Universität in der Deutschschweiz stattfand:

„An der Universität habe ich eine Arbeit geschrieben. Die Arbeit war gut, denke ich. Und dann sagte mir die Dozentin: ‚Das ist unmöglich, dass Sie eine solche Arbeit geschrieben haben.‘ Und dann fragte ich: ‚Warum?‘ ‚Weil Sie Ausländerin sind.‘ Und sie war selber eine Frau aus Österreich, keine Schweizerin. Und ich sagte zu ihr: ‚Was sagen Sie da.‘ Ich weinte zwei Tage lang. Ich war so verärgert, so (...) Und sie sagte: ‚Nein, das ist unmöglich. Sie könnten so eine Arbeit nicht selber schreiben.‘ Ich sagte zu Robert:¹⁷ ‚Weiss

16 Das Interview mit Selena Cruz führte ich auf Spanisch und anschliessend übersetzte ich es ins Deutsche.

17 Name des Ehemannes wurde maskiert. Er doktoriert zum Zeitpunkt des Interviews an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH).

sie denn nicht, dass ich schon ein Studium abgeschlossen habe, oder was?' Ich sagte das der Dozentin. Und da habe ich mich diskriminiert gefühlt. Ich hatte die Arbeit auf Deutsch geschrieben, die Sprache war so lala, aber Robert hat die Sprache korrigiert. Das bedeutet, ja, es gab keine Schreibfehler, aber ich habe die Arbeit selber gemacht. Und das war so extrem zu hören, dass, weil ich eine Ausländerin bin, ich die Arbeit nicht selber geschrieben habe, weil sie sehr gut ist. Sie hat einfach nicht geglaubt, dass ich als Ausländerin dazu fähig wäre, eine solche Arbeit zu schreiben. Das war extrem.“

In dieser Passage wird deutlich, dass die Dozentin einer Universität die Leistungsfähigkeit der ecuadorianischen Studentin anzweifelt. Die Begründung „weil Sie Ausländerin sind“ ist eine offen formulierte rassistische Äusserung der Lehrperson. Lucinda Riva, die in Ecuador bereits ein fünfjähriges Studium in Erziehungswissenschaften abgeschlossen hatte, zeigt sich gegenüber der Anschuldigung seitens der Dozentin fassungslos. Sie ist entsetzt. Sie fühlt sich durch die Dozentin in ihrem eigenen Wissen und ihren Fähigkeiten entwertet und degradiert, wie Lucinda Rivas Exklamation dokumentiert: „Weiss sie denn nicht, dass ich schon ein Studium abgeschlossen habe, oder was?“. Die Biographin betont die besondere Intensität der Gefühle in dieser Situation durch die wiederholte Verwendung des Adjektivs „extrem“, was die biographische Relevanz dieser Erfahrung verdeutlicht. Klar bringt Lucinda Riva hier zum Ausdruck, dass sie sich aufgrund ihrer ecuadorianischen Herkunft diskriminiert und unfair bewertet fühlt. Die Erfahrung der seelischen Verletzung dokumentiert sich darin, dass die Biographin einen mehrtätigen starken Gefühlsausbruch erlebte. Mit dem Thematisieren der österreichischen Herkunft der Dozentin in diesem Zusammenhang wollte Lucinda Riva hervorheben, dass diese selber einen Migrationshintergrund hat. Auch wenn die universitäre Mitarbeiterin nicht von sprachlichen Barrieren betroffen ist, so hätte sich die Biographin mehr Verständnis für Studierende mit nichtdeutscher Muttersprache erwartet. Allerdings stellt die Dozentin hier nicht nur die Sprach-, sondern auch die intellektuelle Fähigkeit, eine gute wissenschaftliche Arbeit schreiben zu können, in Frage.

8.12 Reaktionen auf Rassismuserfahrungen

Im Zentrum der nachfolgenden Ausführungen steht Flor Martinez' Umgang mit alltäglich erlebtem Rassismus. Ihre Relativierung wirkt wie eine Abwehrreaktion auf einen Schmerz, der sich auf nicht erwiderte Wünsche von Zugehörigkeit und Annahme bezieht:

„Ich habe das Gefühl, dass Schweizerinnen gegenüber Frauen aus Lateinamerika sehr diskriminierend sind, das heisst, dass sie dich nicht akzeptieren. Ich hatte aber nie einen Minderwertigkeitskomplex, weil ich mein Land mit einer guten Ausbildung verliess. Ich bin gut qualifiziert, und ich bin eine starke Person. Ich denke, dass es auch viele Klischees über lateinamerikanische Frauen gibt. Die Schweizer denken, dass der lateinamerikanischen Frau nur das Tanzen gefällt und sie nur ein heiteres Leben führen will und solche Sachen. Ich mag es auch, zu tanzen und heiter zu sein, aber ich habe auch meine ernste Seite. In Kolumbien war ich eine sehr gute Studentin und ich war sehr gut als Architektin. Die Männer griffen mich deshalb immer wieder an. Sie sprachen

schlecht über mich, in dem Sinn, dass sie meine Würde zerstören wollten. Ich war zudem eine gutaussiehende Frau, und deshalb sprachen auch die Frauen über mich. Ich verstand mich weder mit den Männern noch mit den Frauen in Kolumbien, da es eine Konkurrenz gab. Deshalb lernte ich mich zu verteidigen und alleine zu sein. Als ich in die Schweiz kam und mir all diese Dinge passierten, wie im Bus, wo ich beschimpft wurde, oder bei der Fremdenpolizei, war ich überrascht. Ich hatte nicht erwartet, dass mich die Schweizer schlecht behandeln würden. Ich dachte, dass sie alle gut sind und anständig sind. Ich musste feststellen, dass überall dasselbe ist. Daher entschied ich mich dazu, keine Freundschaften zu suchen. Ich blieb oft zuhause, ich beschäftigte mich mit Basteln und Handwerk.“

In diesem Zitat fällt die offensiv-selbstbewusst vorgetragene Identifizierung als gut qualifizierte Migrantin auf. Die Biographin präsentiert sich als selbstsichere und starke Frau, die durch Leistung, Entschlossenheit und Widerstand ihre Ziele erreicht. Ähnlich wie im Fall von Leonor Castro wird auch bei Flor Martinez erkennbar, dass prekäre Zugehörigkeitserfahrungen mit einem Leidensprozess verbunden sind. Mit dem starken Betonen ihrer Bildungs- und Berufserfolge in Kolumbien scheint sie ihr Selbstwertgefühl schützen zu wollen. Insbesondere im Hinblick auf ihre späteren Erfahrungen mit Berufsausschluss und Dequalifikation nach der Migration, die sie psychisch enorm belasteten, lässt sich das Hervorheben der eigenen Kompetenz als ein Versuch deuten, ihren gesellschaftlichen und beruflichen Ablehnungsschmerz zu verringern.

Aus der rückblickenden Perspektive war die Biographin aufgrund ihrer ausgeprägten Leistungsorientierung und ihrem Äusseren im kolumbianischen Berufsalltag mit Konkurrenz- und Neidgefühlen von Frauen und Männern konfrontiert. Um ihre Würde aufrechtzuerhalten, musste sie viel Kraft aufwenden. In der Schweiz rechnete sie nicht mit ethnisierenden und rassistischen Differenzenerfahrungen. Erneut musste sie eine kämpferische Haltung einnehmen, um subjektiv erlebte Angriffe auf ihre Würde abzuwehren.

Aus der Erzählung geht hervor, dass Erfahrungen mit Rassismus und rassistischer Diskriminierung sich auf den Umgang mit Behörden, auf die Benutzung des öffentlichen Verkehrs und die Interaktion mit der lokalen Bevölkerung beziehen. In mehreren biographischen Schilderungen werden diese Bereiche, neben dem beruflichen und privaten Umfeld, als Lebensbereiche genannt, in den die Migrantinnen mit rassistischen Verhaltensweisen, Situationen und Haltungen konfrontiert werden. Flor Martinez beschreibt, sich in der Schweiz insbesondere durch Schweizerinnen abgelehnt gefühlt zu haben. Auch wenn sie eher vage bleibt, scheint sie jene Stereotypisierungen, die gemeinhin Lateinamerikanerinnen zugeschrieben werden, mit ihren Diskriminierungserfahrungen in einen Zusammenhang zu bringen. Sie wehrt sich heftig gegen die stereotype Vorstellung, alle Lateinamerikanerinnen seien gute Tänzerinnen und immer gut drauf, aber intellektuell weniger qualifiziert. Die Selbstpositionierung als Akademikerin, die sich trotz Ausgrenzungserfahrungen nicht minderwertig fühlt, kann auch als eine Strategie der Selbstermächtigung verstanden werden, die mit einer Opferhaltung nicht vereinbar wäre. Eine solche Positionierung entfaltet eine Möglichkeit des biographischen Umgangs mit Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen.

In Flor Martinez' autobiographischer Narration zeigt sich ein (vermeintlicher) Widerspruch im Erleben von Rassismus. Die Biographin stellt hier eine Distanz zu ras-

sistischen und diskriminierenden Handlungsformen her, indem sie ihre Ausbildung und berufliche Qualifikation hervorhebt, möglicherweise um sich nicht abgewertet zu fühlen. Überraschend aber ist, dass eine Skandalisierung von Alltagsrassismus ausbleibt und sie im Gegensatz zu ihren Erfahrungen mit den Behörden, die sie zuvor als „heftig“ und „belastend“ beschrieben hatte, hier die Position einnimmt, Diskriminierungserfahrungen könnten ihr nichts anhaben und kein Leid verursachen. Nach eigener Aussage entwickelte sie auch keinen Minderwertigkeitskomplex. Diese widersprüchliche Haltung ist besonders aufschlussreich, weil im Zusammenhang mit den unerwarteten gesellschaftlichen Ablehnungserfahrungen ein emotionaler Konflikt deutlich wird. Flor Martinez sieht sich einerseits einem Gefühl von Macht- und Hilflosigkeit ausgeliefert, andererseits widersetzt sie sich deutlich einer Opferposition. Vielmehr zeigt sie sich als Frau, die nicht mehr auf den Zuspruch und die Anerkennung von anderen angewiesen ist. Dadurch riskiert sie, sich selbst zu verkennen, indem sie ihre Gefühle verdrängt oder sogar leugnet. Um Gefühle zu vermeiden, die sie nicht wahrhaben will, betreibt sie beträchtlichen Aufwand. Als Reaktion auf Ausschluss- und Abwertungserfahrungen zieht sie sich selber sozial zurück. Durch die Selbstisolierung vermeidet sie die wiederkehrende und kränkende Erfahrung von gesellschaftlicher Ausgrenzung. Somit lässt sich der selbstgewählte Rückzug als Selbstschutz vor weiteren Rassismuserfahrungen verstehen. Zugleich betreibt sie kreative Handarbeit, die als Bewältigungsstrategie im Umgang mit erfahrenem Rassismus identifiziert werden kann. Die Biographin wird einige Jahre später die Ausbildung zur Malthérapeutin als Verarbeitungsstrategie ihrer eigenen Depressionserkrankung wählen und reagiert damit auch auf ihre berufliche Ausschlusserfahrung als Architektin.

8.13 Zusammenfassung

Auffallend ist, dass alle 17 interviewten lateinamerikanischen Frauen von Rassismus und rassistisch konnotierter Diskriminierung betroffen sind. Rassismus ist demnach kein Einzelfall. Die dargelegten Beispiele zeigen, dass rassistische Vorfälle und diskriminierende Erfahrungen ein Bestandteil des täglichen Lebens von Migrantinnen aus Lateinamerika sind. Rassistische Bemerkungen im Alltag müssen nicht böse gemeint sein, aber dennoch sind sie verletzend. Ob eine Äußerung rassistisch ist, hängt in erster Linie davon ab, wie sie beim Gegenüber ankommt und nicht, wie sie gemeint ist. Aus der Auswertung des Datenmaterials geht hervor, dass nicht ein einzelner Vorfall, sondern das wiederkehrende Erleben, das Andauern und die Abfolge rassistischer Ereignisse Effekte auf die psychische Gesundheit der befragten Migrantinnen haben. Die Biographien der Frauen sind von vielfältigen verbalen, nonverbalen und, in dem Fall von Amalia Torres, von gewalttätigen Rassismuserfahrungen geprägt. Die Erlebnisse von subtilen oder offenen Rassismen und Diskriminierungen werden in den Lebensgeschichten als ein schmerzlich emotionales biographisches Thema präsentiert. Sie verursachen Leid. Das Leiden der Migrantinnen besteht in den untersuchten Fällen vor allem in der Erfahrung der Entwertung und Herabsetzung des eigenen Menschseins. Das zugeschriebene „Anderssein“ wird hierbei mit Minderwertigsein gleichgesetzt. Die abwertende Haltung durch Mehrheitsangehörige wird als eine bedeutsame schmerzhafteste Erfahrung beschrieben. Aus dem vorliegenden Interviewmaterial lässt sich konstatieren, dass sich lateinamerikanische Migrantinnen aufgrund ihrer Her-

kunft, ihrer Hautfarbe und in einigen Fällen auch aufgrund ihres Geschlechts abgelehnt, erniedrigt, ausgeschlossen, verachtet, im Stich gelassen, blossgestellt fühlen. Der Schmerz von Demütigung und Ungerechtigkeit, der mit Rassismuserfahrungen einhergeht, ist schwer zu ertragen. Die Sehnsucht nach Annahme, Anerkennung, Wertschätzung und Gerechtigkeit bleibt oft unerfüllt.

Die emotionalen Reaktionen auf Rassismus sind vielfältig. Aus den Erzählungen geht hervor, dass die Gefühle der migrierten Frauen von Enttäuschung, Wut, Empörung, Fassungslosigkeit, Sich-ausgeliefert-Fühlen, Sprachlosigkeit, Verzweiflung, Ohnmacht, Bitterkeit, Überforderung, Hilflosigkeit, Scham, Schuld, Selbstkritik, Resignation, Rückzug, Angst bis hin zu Traurigkeit und Niedergeschlagenheit reichen. Wenige Frauen erfahren Unterstützung etwa von der Familie, aus dem Freundeskreis oder durch Beratungsstellen. Die eigenen Ehemänner werden im Umgang mit rassistischen Vorfällen eher selten als Beispiele für eine positive Unterstützung dargestellt. Die meisten Migrantinnen sind auf sich alleine gestellt, die alltäglichen Rassismuserfahrungen zu verarbeiten, was zusätzlich als psychisch destabilisierend erfahren wird.

In den untersuchten Lebensgeschichten konnte fast durchgängig festgestellt werden, dass rassistische Erfahrungen lateinamerikanische Frauen dazu bringen, an sich zu zweifeln. Sie werden unsicher. Das herabwürdigende Verhalten von Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft bedroht ihr Selbstbild, bedingt durch verinnerlichte negative Zuschreibungen. Werden rassistische Beschimpfungen, Beleidigungen und Erniedrigungen im alltäglichen Leben durch wichtige Bezugspersonen wie etwa den Ehemann und/oder die Schwiegereltern, aber auch durch Vorgesetzte und Dozierende ausgeübt, vermindern diese Erfahrungen die Selbstwertschätzung der Biographinnen besonders stark. Das Internalisieren von Gefühlen der Minderwertigkeit sowie die Erfahrung gesellschaftlicher, familiärer und beruflicher Ablehnung aufgrund der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit zu einer Minderheitsgruppe beeinflussen die psychische Gesundheit in negativer Art und Weise. Die durch Rassismus vermittelte Botschaft „du bist nicht gut genug, so wie du bist“ führt zu einer negativen Einschätzung ihrer selbst. Sich selbst zu entwerten resultiert demnach aus dem Verinnerlichen abwertender Botschaften aus dem sozialen Umfeld, was schliesslich eine Selbstablehnung zur Folge haben kann.

Besonders schmerzhaft werden rassistische Vorfälle erlebt, wenn die Kinder der Biographinnen anwesend bzw. mitbetroffen sind. Rassismuserfahrungen haben zudem negative Effekte auf zwischenmenschliche Beziehungen und individuelle Lebensentwürfe. Betroffene Migrantinnen ziehen sich sozial zurück, brechen Kontakte zu Familienmitgliedern oder FreundInnen ab und vermeiden Situationen, in denen sie Rassismus ausgesetzt sein könnten.

Auf der Grundlage der rekonstruierten Lebensgeschichten sowie der Analyse aller narrativen biographischen Interviews lässt sich ein starker Zusammenhang zwischen Rassismus und psychischer Gesundheit aufzeigen. Wenn auch die Erfahrung einer psychischen Erkrankung im Kontext von Rassismus und ethnisch motivierter Diskriminierung von vielen Migrantinnen thematisiert wird, lassen sich rassistische und diskriminierende Vorfälle aber dennoch nicht eindeutig als die einzige Ursache für eine Depression identifizieren. Vielmehr ist das Zusammenwirken mehrerer Faktoren für die Erkrankung an einer Depression verantwortlich. Eine Ausnahme bildet Catalina Morales' Migrationsbiographie. Sie beschreibt die soziale Erfahrung von Rassismus als sehr gravierend und krank machend. So zeigt sich in ihrem Fall deutlich, dass

eine Depression individuell im gesellschaftlich-strukturellen Kontext durch Mobbing, Diskriminierung und Rassismus, als Form von psychischer Gewalt, ausgelöst werden kann.

Besonders wichtig ist es, wiederholten Rassismus als bedeutsamen krankheitsverursachenden Faktor nicht zu unterschätzen. Rassismus existiert im alltäglichen Leben der befragten Migrantinnen und hat Folgen für die psychische Gesundheit – direkt oder indirekt. Aufgrund der untersuchten Biographien kann resümierend festgehalten werden: Rassismus kränkt. Rassismus verletzt. Rassismus verursacht Leiden. Rassismus macht psychisch krank – letztlich.

